

Philosophisches Themendossier

Philosophie im Alltag

Welche alltäglichen Probleme regen zu vertieftem Nachdenken an? Was bietet uns die Philosophie an möglichen Antworten an? Können wir von den Philosophinnen und Philosophen tatsächlich etwas lernen? Und: Ist der Begriff „Alltag“ gar selbst ein Untersuchungsgegenstand der Philosophie?



philosophie.ch
SWISS PORTAL FOR PHILOSOPHY

Inhaltsverzeichnis

• Einleitung	3
• Philosophisches Begreifen im Alltag?	4
• Marktplatz vs. Elfenbeinturm von Dr. Lisa Herzog	6
• Aufgaben der Philosophie im Alltag von Prof. Dr. Otfried Höffe	8
• Philosophie als Teil des persönlichen Alltags mit Beispielen:	12
• Vorwürfe (Leonhard Menges).....	14
• Hoffnung (Prof. Dr. Jean-Claude Wolf)	16
• „Normal sein“ oder Psychiatrie? (Jelscha Schmid)	18
• Vertrauen (Dr. Christian Budnik)	20
• Interview mit Prof. Dr. Andreas Brenner.....	22
• Philosophie im Fernsehen? Der Tatort.....	24
• Philosophie im Berufsalltag am Beispiel der Heilpädagogik	26
• Philosophie in Politik und Wirtschaft	27
• Über das Alltägliche	28
• Glossar.....	30
• Quellen.....	31

Aufbau des Themendossiers

Den Einstieg ins Themendossier bietet der Blick auf die Frage, wie philosophisches Begreifen überhaupt im Alltag Platz findet. Anschliessend wird das konträre Verhältnis zwischen Marktplatz und Elfenbeinturm ausgelotet, in welchem die Philosophie stets steht. Auf den Seiten 8–11 werden sodann die Aufgaben der Philosophie im Alltag diskutiert und anschliessend durch vier Beispiele (Seiten 12–21) aus dem persönlichen und privaten Bereichen untermalt: Jeder hat sich schon einmal mit Vorwürfen, der Hoffnung, dem „Normalsein“ und Vertrauen auseinandergesetzt.

Im anschliessenden Interview mit Prof. Dr. Andreas Brenner wird gezeigt, wie wir dem „grauen“ Alltag mittels der Philosophie ent-rinnen können. Auf den Seiten 24 bis 27 findet man weitere Aspekte, wo die Philosophie im Alltag überall steckt, bevor im letzten Kapitel „Über das Alltägliche“ philo-sophische Gedanken zum Begriff Alltag das Themendossier abrunden.

Der Verein Philosophie.ch

Der Verein Philosophie.ch erstellt die The-mendossiers unter dem Aspekt der Wissen-schaftskommunikation. Mehr Informationen zu Philosophie.ch finden Sie auf www.philosophie.ch/about.

Es wird darauf Wert gelegt, die Herzstücke der philosophischen Debatten zu umreis-sen. Dabei werden z. T. einige Argumenta-tionsschritte der einzelnen Theorien aus-gelassen; der Leserschaft stehen jedoch mittels dem Quellenverzeichnis und den Li-teraturtipps (online) beste Möglichkeiten zur Verfügung, eigene Fragen zu den Theorien selbstständig weiterzuverfolgen.

Das Themendossier steht online als PDF-Download auf www.philosophie.ch/themen-dossiers zur Verfügung.

Die Reihe der philosophischen Themen-dossiers wird durch die freundliche Unter-stützung der Dr. Charles Hummel Stiftung ermöglicht.

Einleitung

Ist der Alltag tatsächlich grau und langweilig? Oder bietet er die Grundlage für alle möglichen Fragen? Solche und diverse andere Aspekte, wo sich überall im Alltag philosophische Fragen verstecken, werden im vorliegenden Themendossier behandelt. Welche Aufgabe hat die Philosophie im Alltag und ist eine philosophische Auseinandersetzung im Alltäglichen vielleicht sogar unumgänglich?

Die Fernsehserie „Tatort“ ist vielen Leuten ein Begriff und auch Philosophinnen und Philosophen sitzen am Sonntagabend gerne vor dem häuslichen Fernseher und gucken einen Krimi. Deshalb ist der „Tatort“ aber nicht philosophisch, wohl aber findet man in den einzelnen Ausgaben diverse philosophische Aspekte. Im Kern ist auch die Frage „Woher kommt das Böse?“ ebenso wie die Suche nach der Wahrheit explizit eine philosophische Angelegenheit. Wolfram Eilenberger schrieb hierzu: „Tatsächlich hat sich der Tatort, das mit Abstand erfolgreichste Krimiformat des deutschsprachigen Fernsehens, im Verlauf der letzten 40 Jahre als gesellschaftsdeckendes Reinigungs- und auch Reflexionsritual etabliert. Es geht dabei ja durchaus nicht nur um Fragen nach Täter oder Tod, sondern, grundlegender noch, um die zentralen Begriffe unseres Zusammenlebens: Schuld, Verantwortung, Gerechtigkeit, Freiheit, Vergebung. Begriffe und damit verbundene Probleme, die auch den Kern der Philosophie als Tugend des Denkens bilden.“ (1)

Reflexion findet aber auch abseits des Fernsehsessels statt: Wenn ein Autofahrer winkt, dass der Fußgänger passieren darf, so vertraut man darauf, dass er nicht doch in letzter Sekunde losfährt. Auch diese alltägliche Situation hat philosophische Aspekte! Handelt es sich hier tatsächlich um Vertrauen? Oder verlässt man sich „nur“ auf sein

Winken? Würde für ein echtes „Vertrauen“ mehr dazu gehören?

Im vorliegenden Themendossier werden solche und diverse andere philosophische Aspekte zu alltäglichen Situationen untersucht und der Frage nachgegangen, inwiefern philosophische Überlegungen im Lebensalltag relevant oder sogar angebracht sind.

So diskutiert auch Prof. Otfried Höffe auf den Seiten 8–12 die Aufgaben der Philosophie im Alltag und untersucht dabei ebenfalls, weshalb die Welt moralisch schlechter geworden ist und die Menschen einer größeren Gier und der Macht des Geldes verfallen sind.

Hat die Philosophie, diese vermeintlich abgehobene Beschäftigung, tatsächlich etwas mit dem Alltag zu tun? Die Antwort hierzu findet man im Interview mit Prof. Andreas Brenner, welcher auch darauf hinweist, wie der vermeintlich farblose Alltag die Chance bietet, unsere Wahrnehmung zu schärfen.

Dass die philosophische Auseinandersetzung Früchte tragen kann, indem sie alltägliche Einstellungen differenzierter beleuchtet, wird auch im Kapitel „Philosophie im Berufsalltag am Beispiel der Heilpädagogik“ auf Seite 26 gezeigt.

Entdecken Sie selbst, wo die Philosophie im Alltag überall lauert. Oder können wir ihr vielleicht sogar gar nicht entrinnen?

Philosophisches Begreifen im Alltag

Rationale Entscheidungen, Intuitionen, Gefühle und Stimmungen, die Interpretation der Wahrnehmung, Zweifel, Glaube und Überzeugungen, Meinungen und Wünsche: Haben Sie schon einmal einen Tag lang auf all dies verzichtet? Fasst man den Begriff des philosophischen Begreifens weit, so stellen auch Sie täglich philosophische Überlegungen an. Selbst die Frage eines kleinen Kindes „Warum muss ich Zähneputzen?“ verlangt nach einer argumentativ untermauerten Legitimation für diese Handlung. So sind wir als Menschen jeden Tag umgeben und geprägt von den unterschiedlichsten philosophischen Theorien, die von ganz persönlichen Fragestellungen bis hin zu institutionellen „Gegebenheiten“, wie z.B. der freien Marktwirtschaft reichen.

Aber auch das allgegenwärtige Phänomen der Zeit sei hier als Beispiel angeführt: Wie interpretieren wir sie? Prof. Annemarie Pieper bezieht ihren Standpunkt hierzu folgendermassen: „Wir sind in der Zeit, und die Zeit ist in uns. Das bedeutet, dass Zeit für uns als mit Bewusstsein denkende, fühlende, wollende und handelnde Wesen nicht qua physikalisch messbare, nach einem zählbaren Mass ablaufende Zeit von Bedeutung ist,

sondern als existentielle Zeit. Existentielle Zeit ist das Charakteristikum unserer Geschichte, auch diese wiederum nicht als ein historisches Konstrukt biographischer Daten verstanden, sondern als das Identitäts- und Grundmuster, nach dem wir das mit uns und durch uns Geschehene zu unserer individuellen, persönlichen Lebensgeschichte verknüpfen. In-der-Zeit-Sein heisst dann: Sinn verwirklichen, wobei für die einen Sinn bereits in irgendeiner Form von Transzendenz [beispielsweise durch Gott] vorgegeben ist, so dass sie – auf diesen als Orientierungshilfe hinblickend – nach Mitteln und Wegen Ausschau halten müssen, die geeignet sind, ihn in die Wirklichkeit hereinzuholen und dort lebensweltlich zu konkretisieren. Für die anderen, die jegliche Transzendenz leugnen und daher keinen vorgegebenen Sinn entdecken können, muss der *Sinnverwirklichung* eine *Sinnerfindung* vorausgehen, im experimentellen, schöpferischen Entwerfen von Zukunft.“ (2) Diese sinnstiftenden Entwürfe lassen sich jedoch nicht mit allen gängigen Werten vereinbaren. Das bekannte Motto „Zeit ist Geld“ und der daraus folgende Wettlauf mit der Zeit um Effizienz und Schnelligkeit scheint für die meisten Menschen nicht der Schlüssel zu einem sinnvollen Leben zu sein. So schreibt auch Pieper dazu: „Aber Geschwindigkeit ist kein Wert an sich. Wir sind es, die darin einen Wert sehen, in der irrigen Meinung, je mehr wir in die Zeit hineinpressten, desto erfüllter sei das Leben. Ganz im Gegenteil ist gerade nicht die mit als nützlich erachteten Dingen vollgestopfte Zeit, die unser Streben nach Glück befriedigt, sondern die davon abgezogene, gleichsam leere Zeit, in der wir zu uns selbst kommen: die Musse. (...) Musse ist das Zauberwort, das zur Selbstbesinnung führt und uns Gelassenheit als jene Haltung lehrt, die uns nicht nur hilft, das Leben zu ertragen, sondern uns frei macht für den Entwurf von Sinnentwürfen, die das Leben als lebenswert erscheinen lassen.“ (3)



Gründe und Argumente

Der Philosophie kommt die Aufgabe zu, argumentativ die Gründe für die eine oder die andere Geisteshaltung aufzuzeigen. Doch damit generiert die Philosophie keinesfalls die gewünschten „harten Fakten“, wie die Naturwissenschaft diese mittels wiederholbaren Experimenten erzeugt.

Produziert die Philosophie also gar kein Wissen? Prof. Otfried Höffe schrieb hierzu: „Ausserdem darf man nicht vergessen, dass viele Politiker Jus, viele Bankiers und Wirtschaftsführer Volks- und Betriebswirtschaftslehre studiert haben, also Fächer, die von der Warte der Naturwissenschaften zu den politisch geschmähten Geisteswissenschaften gehören. Dort ist aber als Rechtsphilosophie, hier als Wirtschaftsethik die Philosophie gefragt. Auch die innenpolitischen Debatten um die soziale und die intergenerationelle Gerechtigkeit und die entwicklungs- und aussenpolitischen Debatten um eine globale Gerechtigkeit lassen sich ohne Begriffe und Argumente einer Philosophie nicht seriös führen. Daher die Gegenthese: Gegen den ökonomistischen Fehlschluss, der die Globalisierung auf die Finanz-, Waren- und Dienstleistungsmärkte verkürzt, verlangt dieses Zeitalter nicht weniger, sondern im Gegenteil mehr an Philosophie. Und aus Gründen der Solidarität darf man ergänzen: auch mehr an Geisteswissenschaften und an naturwissenschaftlicher Grundlagenforschung.“ (4)

Oftmals wird der wissenschaftlichen Philosophie aus lauter Unkenntnis über sie ein Misstrauen hinsichtlich ihrer Nützlichkeit entgegengebracht. Dass die wissenschaftliche Philosophie und die philosophischen Auseinandersetzungen der Menschen im Alltag nicht miteinander zu verwechseln sind, liegt auf der Hand.

Zum Desinteresse dem eigenen Denkapparat und eigenen Leben gegenüber hat Rüdiger Bubner folgendermassen treffend gesagt: „Was das reine Denken soll, hat noch niemand verstanden, der es nicht selbst versuchte.“ (5)

Die umstrittene Philosophie

Karl Jaspers äusserte sich zur Umstrittenheit der Philosophie einst wie folgt:

„Was Philosophie sei und was sie wert sei, ist umstritten. Man erwartet von ihr ausserordentliche Aufschlüsse oder lässt sie als gegenstandsloses Denken gleichgültig beiseite. Man sieht sie mit Scheu als das bedeutende Bemühen ungewöhnlicher Menschen oder verachtet sie als überflüssiges Grübeln von Träumern. Man hält sie für eine Sache, die jedermann angeht und daher im Grunde einfach und verstehbar sein müsse, oder man hält sie für so schwierig, dass es hoffnungslos sei, sich mit ihr zu beschäftigen. Was unter dem Namen der Philosophie auftritt, liefert in der Tat Beispiele für entgegengesetzte Beurteilungen.“ (6)



Ob man die philosophischen Ansätze schätzt oder nicht: Fakt ist, dass sich unzählige Aspekte des Alltags philosophisch ergründen lassen. Dabei bieten die wissenschaftlichen Untersuchungen der Philosophie oftmals Hand, die persönlichen philosophischen Überlegungen in eine andere, bisher unentdeckte Richtung anzustossen. Notwendig hierfür ist nur eine Offenheit gegenüber neuartigen Gedanken.

Marktplatz vs. Elfenbeinturm

Es gibt zwei Bilder von Philosophie, die zueinander in Spannung zu stehen scheinen: Da ist einerseits der Elfenbeinturm, in dem ein einsamer Denker sitzt, umgeben von dicken Büchern, auf der Suche nach Antworten auf höchst abstrakte Fragen. Und da ist andererseits Sokrates, der auf den Marktplatz von Athen geht und die Bürger aufschreckt, sie aus dem Schlummer ihrer festgesetzten Meinungen mit seinem insistierenden Nachhaken aufrüttelt, das oft genug zu scheinbar ergebnislosen Diskussionen führt.

Die Philosophie ist einerseits eine akademische Disziplin mit ihren eigenen Spielregeln und Qualitätsstandards, die die Objektivität ihrer Antworten sichern sollen. Andererseits ist sie das fortwährende Reflektieren von Fragen, die aus dem menschlichen Alltag kommen, und die Suche nach Antworten, die auch eine sehr subjektive Seite haben können. Manche professionellen Philosophen würden den Begriff lieber für die akademische Tätigkeit reservieren (und ärgern sich, wenn z.B. auf der Homepage eines Friseursalons von dessen "Philosophie" die Rede ist). Dagegen würde ich die These setzen, dass es gerade die Spannung zwischen Elfenbeinturm und Marktplatz ist, die die Besonderheit, die Schwierigkeiten, aber auch den Reiz der Philosophie ausmachen. Das heißt nicht, dass jede einzelne Philosophin ständig zwischen beiden Orten wechseln muss. Aber die Zunft als Ganze muss diesen Balanceakt bewältigen, sonst würde etwas für die Philosophie Wesentliches verloren gehen. Die Philosophie setzt dort an, wo die Einzelwissenschaften aufhören, und das Denken "ohne Geländer" (Hannah Arendt) beginnt. Insofern ist sie keineswegs für alle Fragen zuständig, die sich aus dem Alltag ergeben. Manchmal ist es angemessener, sich an bestimmte Einzelwissenschaften zu wenden, um Antworten zu finden. Allerdings gerät man doch schnell wieder auf philoso-

phisches Terrain, z.B. wenn es darum geht, wie sicher bestimmte Formen des Wissens sind, und was die Möglichkeiten und Grenzen des Wissens überhaupt sind. Und die Philosophie kommt ins Spiel, wenn es um normative Fragen geht: Darum, was wir tun sollen, an welchen Werten unser Handeln als Individuen und als Gemeinschaften sich orientieren soll. Keine Einzelwissenschaft kann darauf Antworten geben, es sei denn, sie hat normative Werte in ihre Prämissen eingeschmuggelt – dies aufzuzeigen, ist ebenfalls eine wichtige Aufgabe der Philosophie.

Die Philosophie setzt dort an, wo die Einzelwissenschaften aufhören, und das Denken "ohne Geländer" (Hannah Arendt) beginnt.

Die Stellung zwischen Elfenbeinturm und Marktplatz erklärt auch, was einige der Schwierigkeiten der Philosophie sind, die davon kommen, dass eine Seite die Überhand gewinnen kann. Idealerweise werden Fragen vom Marktplatz in den Elfenbeinturm getragen, und Erkenntnisse aus dem Elfenbeinturm bereichern die Menschen auf dem Marktplatz. Damit ist allerdings nicht gemeint, dass philosophische Forschung eine praktische "Anwendung" besitzen muss. Der Marktplatz von Athen war nicht nur ein Ort des Handels, sondern auch des Gesprächs, des Beisammenseins, kurz, des gemeinsamen Lebens (wenn auch damals hauptsächlich des Lebens männlicher Athener, nicht der Sklaven, Frauen und Ausländer). Philosophie darf sich nicht in dem Sinne an den Marktplatz anpassen, dass sie den Leuten nur sagt, was sie ohnehin hören wollen, geschweige denn, was sich gewinnbringend "vermarkten" liesse. Eine andere Gefahr ist, dass sie sich in oberflächlichen Beobachtungen des Zeitgeists verliert, ohne die Stärken, die sie aus dem Elfenbeinturm ziehen kann, zu nutzen: Die Fähigkeit zur präzisen begrifflichen und lo-

gischen Analyse, und dazu, aus dem Fundus der Philosophiegeschichte relevante Argumente zu finden, die aktuelle Fragen in einem neuen Licht erscheinen lassen. Aber es wäre auch problematisch, wenn sie völlig den Kontakt verlöre zum Leben ausserhalb des Elfenbeinturms. Sie liefe dann Gefahr, eben jenes Moment der Freiheit, jenseits aller disziplinären Methode, zu verlieren, das eines ihrer Wesensmerkmale ist. Philosophie muss der Versuchung widerstehen, "science as usual" zu werden, die nur noch um die eigenen internen Debatten kreist.

Der Reiz der Philosophie ist, im Wechsel zwischen Elfenbeinturm und Marktplatz immer wieder Neues zu entdecken – und sich von den Fragen und Argumenten dahin tragen zu lassen, wohin der "zwanglose Zwang des besseren Arguments" (Jürgen Habermas) einen führt.

Das kann schmerzhaft sein, aber auch befreiend – und es bedeutet, dass mit der philosophischen Arbeit oft auch Selbsterkenntnis einhergeht, vor allem über all die unhinterfragten Annahmen, die man bislang geteilt hatte.

Philosophie und Alltag sind insofern für mich zwei Pole, die notwendig aufeinander bezogen sind. Philosophische Fragen können einen aus allen Ecken des Alltags anspringen. Gerade die praktische Philosophie, in der ich selbst arbeite, ist nah dran an den Problemen unserer Gesellschaft, die sich auch im Alltag offenbaren. Ist es gerecht, dass ein Finanzmanager viel mehr verdient als eine Kindergärtnerin? Was bedeutet es für unser Verständnis von Gleichheit, wenn sich Städte immer mehr nach sozialen Schichten sortieren. Oder – das ist ein Thema, mit dem ich mich derzeit beschäftige – was bedeutet es für uns als moralische Akteure, dass wir in komplexen Organisationen als das berüchtigte "Rädchen im System" agieren?

Unser soziales Leben, und besonders die Arbeitswelt, ist an vielen Stellen von Organisationen durchdrungen, seien es öffentliche Einrichtungen oder private Firmen. In ihnen findet gemeinsame Arbeit statt, die aber, anders als in Märkten, nicht über Aus-

tausch und Marktpreis reguliert wird, sondern durch Kooperation und Hierarchien. Aus der empirischen Psychologie – und vielfach auch aus den Alltagserfahrungen – wissen wir, dass menschliches Handeln von Kontexten geprägt ist. Die Frage aber, wie das Arbeiten in Organisationen unser Handeln prägt, wurde bisher vor allem von Soziologinnen und Organisationstheoretikerinnen untersucht. Dabei sind es Fragen, die auch von einer normativen Perspektive aus interessant sind: Wie sollen Individuen in Organisationen mit den dortigen Herausforderungen umgehen? Und: Wie sollen Organisationen gestaltet sein, um sicherzustellen, dass zumindest grundlegende moralische Standards eingehalten werden?

Um über diese Fragen nachzudenken, habe ich mich auf methodologisches Neuland gewagt und nicht nur Sekundärquellen aus der Psychologie und Soziologie gelesen, sondern auch selbst begonnen, meine Arbeit empirisch anzureichern. Mir fehlte die „Innenperspektive“, die Sicht derjenigen, die tagtäglich mit diesen Fragen konfrontiert sind. Deswegen begann ich, Interviews mit Praktikern zu machen, und sie über die moralischen Herausforderungen ihres Arbeitsalltags zu befragen. Ausserdem konnte ich über ein Forschungsprojekt in Frankfurt Einblicke in die Arbeit einer Organisation im Finanzsystem bekommen.(7) Das war eine ebenso spannende wie bereichernde Erfahrung. Sie fließt in mein derzeitiges Buchprojekt ein, das in die in der akademischen Philosophie weitverbreitete Lücke zwischen Moralphilosophie – was soll das einzelne Individuum tun? – und politischer Philosophie – wie soll eine gerechte Gesellschaft organisiert sein? – vorstößt und sich mit sozialen Formen der Mesoebene beschäftigt. Die wichtigste Eigenschaft, die Philosophen brauchen? Neugier, und die Bereitschaft, lieb gewonnene Denkgewohnheiten über Bord zu werfen – sowohl im Elfenbeinturm als auch im Alltag. Der Kontrast zwischen beiden Orten hilft, Dinge in einem neuen Licht zu sehen und macht die Sache so spannend.

Text von Dr. Lisa Herzog, IfS Frankfurt a.M.

Aufgaben der Philosophie im Alltag

Text von Prof. em. Dr. Dr. h.c. mult. Otfried Höffe, Leiter der Forschungsstelle Politische Philosophie, Philosophisches Seminar der Universität Tübingen

Mindestens drei Aufgaben hat die Philosophie, besser: ein Philosophieren, im Alltag zu erfüllen. Als erstes hilft sie uns, auf Themen und Probleme, denen wir täglich begegnen, mit Begriffen, Argumenten und einem kritischen Denken sowie mit existentiellen Ernst zu begegnen. Dafür bietet sie zweitens einen schier unermesslichen Fundus von vorbildlichen Denkern und Maßstäbe setzenden Gedanken, die uns vor einem zu einfachen, gegenwartsfixierten Wahrnehmen und Antworten bewahren. Schließlich macht sie unseren Blick und unser Leben frei für den „Nutzen des Nutzlosen“.

Diese drei Aufgaben tauchen nicht etwa brav getrennt auf. Sie greifen vielmehr ineinander, wie ich in meinen zwei letzten Studien sowohl an zahlreichen Beispielen als auch angesichts von Grundfragen zu praktizieren suche, in „Die Macht der Moral im 21. Jahrhundert. Annäherungen an eine zeitgemäße Ethik“ (2014) (8) und in „Kritik der Freiheit. Das Grundproblem der Moderne“ (2015) (9).

Nehmen wir als Beispiel eine verbreitete Moral- und Gesellschaftsdiagnose vieler, namentlich sogenannter gesellschaftskritischer Debatten. Das Beispiel hat also eine alltägliche und zugleich generelle Bedeutung: Angeblich ist die Welt moralisch gesehen schlechter geworden, die Menschen nämlich hedonistischer und egoistischer, ihre Gier größer und die Macht des Geldes stärker. Diese Veränderung sei nicht etwa zufällig, vielmehr aus vier Gründen erfolgt: Erstens sei die Moral an Religion gebunden, weshalb die moderne, säkularisierte Gesellschaft ihr bestenfalls im Privatleben ein Recht lasse. Zweitens bezeichne sie etwas Unbedingtes, sei folglich von Meta-

physik abhängig und habe sich ebenso wie diese überlebt. Weiterhin bestehe die Gesellschaft aus autonomen Teilgesellschaften, die je eigenen Verbindlichkeiten folge, was dem Begriff der Moral, ihrem Anspruch auf universale Gültigkeit, widerspreche. Und nach einem vierten Grund seien zwar auch für liberale Gesellschaften moralische Verbindlichkeiten lebenswichtig, wegen ihrer Liberalität hätten diese Gesellschaften aber Schwierigkeiten mit der Moral.

Tatsächlich sind für unsere liberalen Gesellschaften vier Bereiche charakteristisch, und sie alle sind von moralischen Antriebskräften wesentlich mitbestimmt. Darin zeigt die Moral ein erstes Mal ihre Macht; sie tritt als eine Initialmacht auf:

Einem ersten Bereich, dem Komplex Naturwissenschaft-Medizin-Technik, liegen ohne Zweifel humanitäre Interessen zugrunde. Der Komplex will nämlich die Mühsal des Lebens mindern, die Arbeit erleichtern, elementare Not, Krankheiten und Seuchen bekämpfen und generell der Gesundheit dienen. Ein zweiter Bereich, die konstitutionelle Demokratie, führt die Herrschaft von Menschen über Menschen, soweit sie überhaupt notwendig ist, auf die Menschen selbst zurück und bindet die Herrschaft an Grundrechte, Gewaltenteilung und die Zustimmung der Betroffenen. Für das rationale Wirtschaften wiederum stammt das berühmteste Werk von einem langjährigen Lehrstuhlinhaber für Moralphilosophie: Adam Smith propagiert den freien Markt nicht aus Parteinahme für Unternehmer; im Gegenteil weiß er um die monopolistische Wirtschaftspolitik von Kaufleuten und Manufakturbesitzern. Zugunsten des Freien Marktes spricht seines Erachtens ein gemeinwohlfreundliches Ergebnis: Das Kapital erbringt geringeren Gewinn, die Arbeit erhält höheren Lohn und die Preise sinken. Weil das darin angesprochene Gemeinwohl aber nicht immer von allein zustande

kommt, pflegen liberale Gesellschaften eine vierten Bereich, den Sozialstaat. Und dieser hat sich mittlerweile zur neuen sozialen Frage hin geöffnet, zur Umweltverantwortung und einer darüber hinausreichenden Generationengerechtigkeit. In dieser Öffnung deutet sich eine grundsätzliche Aufgabe an: Jede Zeit hat ihre eigenen Herausforderungen zu meistern, auf die in den letzten Jahrzehnten mit einer zunehmenden moralischen Sensibilität geantwortet wird. Hier zeigt sich keineswegs eine gesunkene, viel eher eine gewachsene Macht der Moral an.

Niemand darf freilich so naiv sein zu glauben, man dürfe mit der heutigen Welt zufrieden sein, da sie doch all ihre Herausforderungen sachgerecht und zugleich moralisch angemessen meistert. Deshalb erhält die Moral eine weitere Aufgabe. Sie gibt sich nicht mit einer Initialmacht zufrieden, entfaltet vielmehr zusätzlich eine Kontrollmacht. Sie richtet sich zum Beispiel auf die Einschätzung der dem Komplex Naturwissenschaft-Medizin-Technik innewohnenden humanitären Chancen. Sie verlangt hier Ehrlichkeit und Nüchternheit; Forscher dürfen nicht mehr versprechen, als sie auf klar absehbare Weise halten können. Daß führende Molekularbiologen auf dem Londoner Ciba-Symposium 1962 eine keimfreie, der Gefahr von Infektionserkrankungen entthobene Welt erwarteten, ferner ein schmerzfreies und dank Organtransplantationen endloses Leben, schließlich eine wesentliche Verbesserung der menschlichen Genausstattung, zeugt von Hybris. Wer derartige Hoffnungen in die Welt setzt, ohne vorab die Schwierigkeiten gründlich zu studieren, wer die Autorität des erfolgreichen Forschers zu schwärmerischen Träumereien mißbraucht, überdies mit ihnen zunächst „moralische“, dann finanzielle Unterstützung sucht, handelt unverantwortlich.

Und wo bleibt unsere dritte Aufgabe des Philosophierens, der Nutzen des Nutzlosen? Einer der „nutzlosen“ Zeitgenossen des 20. Jahrhunderts, der Existenzphilosoph Albert Camus, lobt in seiner Autobiographie

Der erste Mensch die Volksschule. Sie nährte nämlich „einen Hunger, der für das Kind noch wesentlicher war als für den Mann, den Hunger nach Entdeckung“. Mehr als zwei Jahrtausende früher bringt „der Philosoph“, Aristoteles, diese persönliche Erfahrung auf den allgemeinen, anthropologischen Begriff. Seine Metaphysik beginnt mit dem Satz: „Alle Menschen verlangen nach Wissen von Natur aus“.

Weder Camus noch Aristoteles binden den Hunger nach Entdeckung an einen Nutzen. Diese Übereinstimmung von Athen bis Algier und über mehr als zwei Jahrtausende enthält eine Botschaft, die die Philosophie unserem Zeitalter der Globalisierung vermittelt: Über den Unterschieden darf man nicht das Verbindende übersehen. Andernfalls erliegt man der Fehldiagnose des US-amerikanischen Politikwissenschaftlers Samuel Huntington, der auch politisch gefährlichen These vom Zusammenprall der Kulturen. In Wahrheit gibt es kulturübergreifende Gemeinsamkeiten. Zu ihnen gehört eine nutzenfreie Wißbegier. Deren Rechtfertigung erfolgt nicht etwa über eine obsoleete Metaphysik, sondern empirisch. Sie zeigt im Vorübergehen, daß große Philosophie erfahrungsgesättigt ist. Aristoteles beruft sich auf eine Liebe zu den Sinneswahrnehmungen. Diese läßt sich an allen fünf Sinnen durchdeklinieren und wird sowohl von der eigenen Erfahrung, namentlich dem Lernen der Kinder und Jugendlichen, als auch der Sozialforschung bestätigt: Der Mensch sucht oft genug das Wissen rein als solches, frei von allen Bedürfnissen und Nützlichkeiten. Heute, in Zeiten der vielfältigen großen Krise, stellt sich die Frage, was der Menschheit hilft. Ohne Zweifel gehört dazu ein ungestümer Geschäfts- und Handelsgeist. Dessen Folge, ein fast weltweit beneideter Wohlstand, gehört zu den Ursachen der Attraktivität vieler westlicher Länder. Wichtiger als Wohlstand ist freilich der Schutz vor Unterdrückung und Bespitzelung sowie vor korrupter Bürokratie und parteilichen Richtern, kurz: eine rechtsstaatliche Demokratie. Und sofern es um Wohlstand und

dessen breite Verteilung geht, weiß die Philosophie, daß dies lediglich ein Zwischenziel bildet. Man lebt zwar gern „in Wohlstand“, aber nicht „um des Wohlstands willen“. Zu den denkbaren Endzielen gehört dagegen eine Entdeckungs- und Erfindungslust und als deren Antriebskraft eine Neugier, die sich den Zwängen der Ökonomie nicht beugt. Dafür spielt eine an keine Konfession und Religion gebundene Instanz, die Philosophie zusammen mit den Geisteswissenschaften, eine herausragende Rolle. Und wie nebenbei erbringen sie noch vielfältigen Nutzen.

Die Sinologie beispielsweise und die facettenreiche Orientalistik helfen Kulturen zu verstehen, was für die Medien unverzichtbar ist, auch für Unternehmer, nicht zuletzt für Politiker, damit sie uns finanziell und politisch kostspielige Fehlentscheidungen ersparen. Eine auch nur halbwegs gründliche Geschichtskennntnis hätte den unheilbringenden Irrtum verhindert, im Irak ließe sich die Demokratie so relativ einfach wie im Nachkriegs-Deutschland einrichten. Denn hier gab es trotz allem anderen eine rechtsstaatliche und demokratische Tradition samt Erfahrung in Pluralismus und weltanschaulicher Toleranz, darüber hinaus eine Bürgergesellschaft und eine liberal-aufklärerische Philosophie und Literatur mit Wurzeln in der gemeinsamen europäischen Kultur. Diese Faktoren waren zwar nicht so gefestigt, daß sie das Hitler-Regime verhinderten; nach Kriegsende konnte man aber gut an sie anknüpfen.

Auf der anderen Seite, den Naturwissenschaften, verspricht eine so bahnbrechende Entdeckung wie die allgemeine Relativitätstheorie so gut wie keinen Profit. Ferner: Mit den immer besseren Teleskopen der Astronomen kann man zwar der „Natur“ des Universums und mit den immer energiereicheren Beschleunigern, neuerdings mit den Higgs-Teilchen, der „Natur“ der Materie/Energie auf die Spur kommen. Ein wirtschaftlicher Nutzen jedoch liegt, wenn überhaupt, in weiter Ferne. Und im Vergleich mit den Kosten dieser Forschungen erscheinen die der Philosophie gewiß nicht als überhöht. Im Gegenteil: Jeder Finanz-



„Pyramiden von Gizeh 0886“ von Hedwig Storch

minister kann sich über die niedrigen Pro-Kopf-Kosten sowohl der Studenten als auch der Professoren und deren Forschung nur freuen.

Als nächstes ist dem zu kurzfristigen Verständnis von Wirtschaftlichkeit zu widersprechen. Bauwerke wie die ägyptischen Pyramiden und griechischen Tempel, wie die europäischen und außereuropäischen Paläste und Gotteshäuser, ferner die großen Parkanlagen der Welt – sie alle sind weder auf kurzfristigen Nutzen noch aufs bloße Überleben angelegt, haben gerade deshalb die Jahrhunderte überdauert und werfen selbst in merkantilen Begriffen, nämlich über den Tourismus, Generation für Generation große Gewinne ab. Die genannten Werke müssen aber erschlossen werden, teils im physischen Sinn, indem man sie ausgräbt oder restauriert, teils im intellektuellen Sinn von Kunstführern und Katalogen. Daß hinter beiden Aufgaben die Arbeit der Geisteswissenschaften steht, weiß – und genießt die Öffentlichkeit seit langem. Und weil man deren Denken längst allerorten studiert, tragen etwa Wittgenstein und der Wiener Kreis den Ruhm von Wien, tragen Hegel, Hölderlin und Schelling den Ruhm von Tübingen und seinem Stift, tragen die Brüder Humboldt mit Hegel und Schleiermacher den Ruhm von Berlin in alle Welt.

An dieser Stelle sei eine nicht nur ironische Zwischenbemerkung erlaubt: Unser Zeitalter der Ökokultur bietet jeder überlebensgefährdeten Spezies Schutz an, bis hin zur Platycleis albopunctata und der Metrioptera bicolor, also der Westlichen und der Zweifarbigen Beißschrecke. Das Minimum einer intellektuellen Ökokultur wäre es, die Philosophie aus Gründen des Artenschutzes zu fördern. Damit die Philosophie aber im Streit mit der Wirtschaft nicht den kürzeren ziehe, braucht es stärkere Argumente. Ein erstes Argument: Philosophie und Geisteswissenschaften vergegenwärtigen den kulturellen Reichtum der Menschheit. Damit verbinden sie anamnetische Gerechtigkeit. Denn studiert werden die sozialen und kul-

turellen Gegenstände schlechthin aller Gesellschaften und Epochen. Zugleich wird eine dem Zeitalter der Globalisierung hochwillkommene Fähigkeit eingeübt, die Sympathie und Empathie mit anderen Kulturen: Wer sich in fremde Denk-, Sprach- und Verhaltensmuster „einlebt“, lernt ein dreifaches Verstehen. Er lernt die anderen in ihrer Andersartigkeit, sich und die anderen in ihrer Gemeinsamkeit, schließlich durch den Kontrast sich selber besser zu verstehen.

Selbst ein bloß merkantiles Denken investiert lieber in Bildung als beispielsweise in Waffen, denn das Preis-Leistungsverhältnis fällt weit günstiger aus. Bekanntlich hat Preußen nach der Niederlage gegen Napoleon vor allem in Bildung investiert und damit nicht bloß den Grundstein für eine bald weltberühmte Lehre und Forschung, sondern auch für eine blühende Industrie gelegt.

Derartige Argumente nehmen allerdings eine Instrumentalisierung vor. Dem treten Philosophie und Geisteswissenschaften mit ihrem Selbstverständnis als artes liberales, als freie Studien, entgegen. In einer ersten Bedeutung sind sie frei, weil sie kulturelle Offenheit und Toleranz fördern. Eine zweite Bedeutung tritt im Studium generale und in Senioren-Universitäten zutage: Die Veranstaltungen stehen Personen offen, die sich zumindest vorübergehend dem Zwang zur Erwerbsarbeit entziehen. Mit der dritten, sachlich aber primären Bedeutung von „frei“ erinnert die Philosophie an eine grundlegende Einsicht: Frei ist, wer sein Leben nicht auf den Tausch funktionaler Beziehungen verkürzen läßt, wer vielmehr um seiner selbst willen lebt.

In diesem Sinn und zu diesem Zweck sensibilisieren die Philosophie und die Geisteswissenschaften für Dinge, für die auch unter Verzicht zu engagieren lohnt, für so wesentliche Dinge wie Gerechtigkeit und Moral, wie Literatur und Musik, wie bildende Kunst und Architektur, nicht zuletzt für das eigenständig-kritische Denken, die Philosophie, selbst.

Philosophie im persönlichen Alltag

Philosophische Fragen wurzeln in unserem Alltag und treten bereits vor den wissenschaftlichen Untersuchungen auf, überall dort, wo Menschen staunen, zweifeln oder die menschliche Lebenssituation hinterfragen. Dieses „ursprüngliche“ Philosophieren lässt sich oft bei Kindern beobachten, die beispielsweise nicht davor zurückschrecken zu fragen: Sind meine Empfindungen tatsächlich wahr und gehören sie mir allein?

Solch eine Art von „Philosophie ohne Wissenschaft“ charakterisierte Karl Jaspers einst durch folgende Kriterien:

1. „In philosophischen Dingen hält sich fast jeder für urteilsfähig. Während man anerkennt, dass in den Wissenschaften Lernen, Schulung, Methode Bedingung des Verständnisses sei, erhebt man in bezug auf die Philosophie den Anspruch, ohne weiteres dabei zu sein und mitreden zu können. Das eigene Menschsein, das eigene Schicksal und die eigene Erfahrung gelten als genügende Voraussetzung. Die Forderung der Zugänglichkeit der Philosophie für jedermann muss anerkannt werden. Die umständlichsten Wege der Philosophie, die die Fachleute der Philosophie gehen, haben doch ihren Sinn nur, wenn sie münden in das Menschsein, das dadurch bestimmt ist, wie es des Seins und seiner selbst darin gewiss wird.“
2. Das philosophische Denken muss jederzeit ursprünglich sein. Jeder Mensch muss es selber vollziehen. (...)
3. Da die Philosophie für den Menschen unumgänglich ist, ist sie jederzeit da in einer Öffentlichkeit, in überlieferten Sprichwörtern, in geläufigen philosophischen Redewendungen, in herrschenden Überzeugungen (...). Der Philosophie ist nicht zu entrinnen. Es fragt sich nur, ob sie bewusst wird oder nicht, ob sie gut oder schlecht, verworren oder klar wird.“ (10)

Die Allgegenwärtigkeit der Philosophie bezieht sich also nicht nur auf die inhaltlichen Ausrichtungen der philosophischen Fragen, sondern auch auf den Grad der Differenziertheit der Untersuchung. Dabei versteht es sich, dass die an den Universitäten betriebene philosophische Forschung, die tiefgründige verschriftlichte Ergebnisse liefert, welche einen hohen Grad an Vorwissen und methodischen Kenntnissen voraussetzen, nur von Fachpersonen geleistet werden kann. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die in diesen Forschungsarbeiten behandelten Themen der Welt entrückt sind. Oftmals beziehen sie sich sogar sehr direkt auf bekannte Fragen von philosophisch nicht vorgebildeten Personen.

“Wer die Philosophie ablehnt, vollzieht selber eine Philosophie, ohne sich dessen bewusst zu sein.“ Karl Jaspers

Auf den folgenden Seiten werden deshalb einige philosophische Fragestellungen vorgestellt, die eher den persönlichen und privaten Lebensbereich betreffen und von der philosophischen Forschungsgemeinschaft untersucht werden. Dabei steht nicht im Vordergrund, endgültige Begriffsdefinitionen oder Antworten zu liefern: Die Analyse des jeweiligen Untersuchungsgegenstandes, das Aufzeigen der unterschiedlichen Aspekte und Argumente, dient einer „Problemmatisierung“, um den Gegenstand besser zu verstehen.

Eigenständiges Weiter- und Gegenfragen zu den vorgestellten Thesen gehört zum Philosophieren, genauso wie die Lektüre der Texte selbst. Philosophische Aufsätze leben von der Weiterentwicklung und dem Aufzeigen von Lücken oder Widersprüchen mittels Gegenbeispielen oder einer Prüfung der logischen Korrektheit der Schlüsse.

Die Hauptaufgabe der Philosophie besteht somit darin, Gründe aufzuzeigen, wie sich der eine oder andere Standpunkt argumentativ vertreten lässt.

Die Spannweite von philosophischen Arbeiten, welche sich auf den persönlichen Alltag beziehen, ist gross. Themen wie das gute Leben, Emotionen im Allgemeinen oder spezifische Untersuchungen zu Angst, Ärger, Liebe, Vertrauen oder ethische Fragen, beispielsweise, welche moralischen Pflichten zwischen Familienangehörigen bestehen, sind alles Untersuchungsgegenstände der Philosophie.

Der persönliche Alltag ist jedoch auch geprägt durch Themenkomplexe, die sich nicht auf die eigene Person beschränken, sondern gesellschaftliche Sachlagen mit einbeziehen. Wie geht eine Gesellschaft mit Sterbehilfe um? Wie ist das Verhältnis zwischen Gemeinschaft und Individuum? Was bedeutet Geschlechtergerechtigkeit eigentlich, oder welche Fragen sind hinsichtlich Doping oder Drogenkonsum relevant?

Darunter sind auch gewisse Themen, die das Schweizer Stimmvolk betreffen: Die philosophische Auseinandersetzung mit den Aspekten der Migrationsethik oder dem bedingungslosen Grundeinkommen eröffnet meist ungeahnte Perspektiven.

Interessiert? Dann lesen Sie eines der kostenlosen, philosophischen Themendossiers auf Philosophie.ch zu den Themen:

- *AHV & Generationengerechtigkeit*
- *Philosophie und Umweltprobleme?*
- *Wen liebe ich?*
- *Wirtschaftsethik*
- *Individualismus*
- *Migration*
- *Was ist Philosophie?*
- *Gleichberechtigung*
- *Sterbehilfe*
- *Bewusstsein*
- *Digitale Welt*
- *Rauschmittel*
- *Wahrnehmung der Wissenschaft*
- *Macht*
- *Einstein und Philosophie*
- *Gutes Leben*
- *Menschenwürde*
- *Grundeinkommen*

Noch mehr philosophische Beiträge zu den unterschiedlichsten philosophischen Fragen finden Sie ebenfalls auch auf den interaktiven Blogs. Treten Sie direkt in Kontakt mit den Philosophinnen und Philosophen und teilen Sie Ihre Fragen oder Gegenargumente mit auf blogs.philosophie.ch/alltag



„Sharing a Laugh“ von Alex Proimos

Vorwürfe

Sollten wir aufhören, einander Vorwürfe zu machen?

Anna und Berta teilen sich alle Haushaltspflichten, die im Alltag anfallen. Um 19 Uhr kommen Gäste, und Anna verspricht Berta, sich vorher um den Müll zu kümmern. Um 18.30 Uhr hat sie noch immer nicht den Müll herausgebracht. Sie weiß, was sie Berta versprochen hat, doch beginnt gerade ihre Lieblingsfernsehserie und sie beschließt, den Müll erst nachher herauszubringen. Dann ist es 19 Uhr, die Gäste klingeln, und der Müll steht noch immer in der Küche. Berta ist sauer.

In dieser Geschichte, die den meisten von uns bekannt vorkommen dürfte, reagiert eine Person mit einer Art von Wut oder Ärger auf den Bruch eines Versprechens, was ein typisches Beispiel für ein moralisches Vergehen ist. Solche Arten von Ärger über moralisch fragwürdiges Verhalten nenne ich im Folgenden moralische Vorwürfe oder einfach nur Vorwürfe. Im Alltag meinen wir mit „Vorwurf“ manchmal, dass man eine Person offen zur Rede stellt. Doch scheint es auch private Vorwürfe zu geben – die stille Wut auf einen Übeltäter. Mit Vorwürfen sind im Folgenden die privaten Formen von moralischem Ärger gemeint. Vorwürfe scheinen etwas Negatives zu sein. Keiner ist gerne das Ziel von Vorwürfen, oft empfinden wir es als unangenehm, uns zu ärgern, und Vorwürfe rufen nicht selten Trotzreaktionen hervor. Und so liegt es nahe, zu fragen, ob es nicht besser wäre, wenn wir ohne Vorwürfe auskommen würden: In der Ratgeberliteratur findet man Tipps, wie man ohne Wut und mit mehr Gelassenheit durchs Leben geht; christliche Autoren halten die Sanftmut, die kaum mit wütenden Vorwürfen vereinbar ist, für eine Tugend; Stoiker meinen, dass sich der ideale Akteur nicht aus Wut und Ärger, sondern aus Pflicht Übeltätern entgegenstellt; buddhistische Philosophen sind der Ansicht, dass Ärger und Wut zu den größten Hindernissen für moralische und spirituelle

Entwicklung gehört; und Freiheitskämpfer wie Mahatma Ghandi, Martin Luther King Jr. und Nelson Mandela werden dafür verehrt, dass sie wut- und vorwurfsfrei für ein besseres Leben und gegen Unterdrückung gekämpft haben. (11) Angesichts dieser Eintracht in der Ablehnung der Vorwurfsemotionen überrascht es, dass die meisten Philosophen, die sich mit Vorwürfen auseinandersetzen, die Praxis des Vorwerfens verteidigen.

Drei Versuche, Vorwürfe zu verteidigen

Niemand würde behaupten, dass alle Vorwürfe wertvoll sind. So ist es wohl kaum gut, Personen Vorwürfe zu machen, die nichts Verwerfliches getan haben. Auch sollte die Heftigkeit eines Vorwurfs der Schwere des Vergehens entsprechen, und manche Personen scheinen nicht das Recht zu haben, anderen Vorwürfe zu machen – es geht die Nachbarin nichts an, dass Anna nicht den Müll herausgebracht hat. Vorwurfsverteidiger wollen nur angemessene Vorwürfe verteidigen. Sie meinen, dass es im Allgemeinen gut ist, wenn Personen, die das Recht dazu haben, anderen Personen, die bestimmte Vergehen begangen haben, in angemessener Weise Vorwürfe machen. Drei Argumente für diese Position werde ich nun diskutieren.

Manche Vorwurfsverteidiger meinen erstens, dass es psychisch unmöglich ist aufzuhören, Vorwürfe zu machen. (12) Wenn das stimmt, ist es sinnlos, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, ob wir aufhören sollten, Personen ihre Vergehen vorzuwerfen. Gegen diese Position spricht jedoch, dass wir lernen können, unsere Emotionen zu einem gewissen Grad zu kontrollieren – manche Feuerwehrleute haben keine Angst vor einem gefährlichen Feuer, und es gibt Diplomaten oder Lehrer, die sich auch dann nicht ärgern, wenn sie provoziert werden. Nicht jeder von uns ist in der Lage, seine Vorwurfsemotionen vollkommen los zu wer-

den, aber der Vorwurfsgegner kann darauf pochen, dass wir es versuchen sollten.

Zweitens behaupten manche Vorwurfsverteidiger, dass Vorwürfe notwendige Teile von etwas Wertvollem sind. Der Grundgedanke ist, dass wir notwendigerweise etwas Wertvolles verlieren würden, wenn wir aufhören, einander Vorwürfe zu machen. Eine Variante dieser Position ist Folgende: Wenn wir uns die Moral wirklich zu Herzen nehmen, wenn es uns also wichtig ist, dass Personen sich gut verhalten, dann haben wir auch die Tendenz, uns zu ärgern, wenn sie sich schlecht verhalten. Sollten wir diese Tendenz nicht haben, dann nehmen wir uns die Moral nicht zu Herzen. Und das wäre schlecht. (13)

Doch kann man sich die Moral zu Herzen nehmen, ohne mit den Vorwurfsemotionen auf Vergehen zu reagieren. Berta kann etwa mit einer Art der moralischen Trauer oder Enttäuschung auf Annas Verhalten reagieren (wobei Enttäuschung kein Ärger ist). Auch so wird deutlich, dass es ihr wichtig ist, dass sich Anna richtig verhält. Wenn das stimmt, dann können wir uns die Moral zu Herzen nehmen, ohne Vorwürfe zu machen und auch der zweite Versuch, moralische Vorwürfe zu verteidigen, scheitert.

Die dritte und, wie mir scheint, am ehesten erfolgversprechende Weise, Vorwürfe zu verteidigen, besteht darin zu zeigen, dass Vorwürfe effektive Mittel dafür sind, Wertvolles zu erreichen oder zu erhalten: Wenn wir aufhören, Vorwürfe zu machen, würden wir zwar nicht notwendigerweise etwas Wertvolles verlieren, es wäre aber sehr viel schwerer, es zu erreichen und zu erhalten. Ökonomen um Ernst Fehr haben Studien durchgeführt, die nahelegen, dass Ärger eine wichtige Rolle dabei spielt, Normen aufrechtzuerhalten. (14) Mit Bezug auf moralische Vorwürfe könnte man dann argumentieren, dass unsere Tendenz, mit moralischem Ärger auf bestimmte Vergehen zu reagieren, dabei hilft, moralische Normen zu stützen: Bertas Ärger motiviert sie dazu, Anna zur Rede zu stellen oder auf andere Weise auf sie einzuwirken, was die Wahr-

scheinlichkeit erhöht, dass sie in Zukunft besser handelt.

Da die gerade vorgestellte Verteidigungsstrategie leicht missverstanden oder mit anderen Strategien verwechselt werden kann, ist es wichtig, darauf hinzuweisen, was diesen Ansatz genau auszeichnet. Ihr Ziel ist es, Vorwurfsemotionen zu verteidigen, also die moralische Wut, die ich zu Beginn skizziert habe. Diese Art der Wut ist, so der Gedanke, ein effektives, aber kein notwendiges Mittel dafür, moralische Normen zu stützen. Das heißt, dass es uns zwar schwerer fallen würde, moralische Normen zu stützen, wenn wir aufhören, einander Vorwürfe zu machen, es wäre aber noch immer möglich. Moralische Wut ist besonders effektiv darin, moralische Normen zu stützen, weil Wütende dazu motiviert sind, diejenigen, auf die sie wütend sind, zur Rede zu stellen oder anders darauf einzuwirken, dass sie in Zukunft gemäß der Normen handeln, die sie verletzt haben. Das wertvolle Moment moralischer Vorwürfe ist also dieser Position zufolge, dass sie uns dazu motivieren, bestimmte Handlungen auszuführen, die oft wertvolle Konsequenzen haben.

Warum wir nicht aufhören sollten, Vorwürfe zu machen

Vorwürfe haben das Potential zu Gutem und Schlechtem. Sollten wir nun insgesamt aufhören, Vorwürfe zu machen? Es wäre dann wohl deutlich schwieriger, die Einhaltung der moralischen Normen, die wir akzeptieren, durchzusetzen. Deshalb sollten wir die Frage verneinen.

Es ist aber wichtig, dass damit nur angemessene Vorwürfe verteidigt sind. Wir sollten aus keiner Mücke einen Elefanten machen, wir sollten uns nicht in Dinge einmischen, die uns nichts angehen, und wir sollten genau prüfen, ob sich der Übeltäter wirklich verwerflich verhalten hat. Wenn wir das beherzigen, werden wir wohl feststellen, dass wir deutlich seltener Vorwürfe machen sollten, als wir es tun.

Text von Leonhard Menges, HU Berlin

Der graue Alltag und die Impulse der Hoffnung

Hoffnung ist schwer zu definieren und nicht einfach zu bewerten. Sie scheint mehr zu sein als eine gewöhnliche, auf ein konkretes Ziel gerichtete Erwartung, weshalb auch die Erfüllung von Hoffnungen so etwas wie einen utopischen Rest übriglässt, d.h. etwas vom Glanz der Vorfreude oder des Ausblicks auf einen fernen Horizont, der beim Näherkommen verschwindet. Hoffnung scheint auf etwas gerichtet zu sein, das sich nie ganz zeigt. Sie ist weniger als Gewissheit und daher meist mit einem Anflug von Zweifel oder Wagnis verbunden. Von den einen wird sie vor allem als Quelle von Illusionen abgewertet, von den anderen wird sie als Tugend gefeiert. Tatsache ist, dass der Alltag ohne Hoffnung „grau“ oder „profan“ wäre.



„Nature is the art of God“ von Djembayz

Der „graue“ Alltag der routinierten Ausübung bedeutungsloser, repetitiver und „schmutziger“ Arbeit steht im Gegensatz zum Abenteuer. Im ganz gewöhnlichen Alltag fehlt der Stachel des Wagnisses, der Offenheit für große Überraschungen; es herrscht die Sorge der alltäglichen Besorgnisse. Und wenn die Sorge schweigt, macht sich Langeweile breit. Eine allgegenwärtige Unterhaltungsindustrie drängt sich auf, um Sorge und Langeweile zu verbannen.

Im profanen Alltag ist das Mysterium, das Göttliche, der Lichtstrahl der Ewigkeit abwesend. Es ist das Leben in einer akustischen Glocke, die von der Sphärenmusik, dem Gesang der Engel und der Stimme der

Propheten abschirmt. Auch die „Verklärung des Alltäglichen“, die sich in „Epiphanien der Kunst“ ereignen mag, passt nicht in den profanen Alltag. Ein sakraler Ort wie eine Kirche oder ein Friedhof kann durch Lärm oder Schmierereien, durch Flüche oder üble Gerüche „profaniert“ werden. Auch die Natur wird durch Abfälle verschmutzt, verschandelt, „profaniert“.

Paracelsus und Jakob Böhme sind die Ahnen der christlichen Esoterik. Sie verknüpfen christliche Traditionen mit einer vertieften Naturbeziehung. Die Möglichkeit, Natur zu profanieren und Umwelt zu verschmutzen, setzt Erzählungen und Bilder des Paradieses, einer intakten, heiligen, reinen Natur voraus. Es ist die Natur, die von Jakob Böhme zu Beginn des 17. Jahrhunderts mit sprachschöpferischer Urgewalt als Liebespantheismus, als Ringen der beweglichen sieben Naturgeister evoziert wird. (15) Eine ursprünglich heile Natur vor dem Sturz Luzifers und vor dem Sündenfall der Menschen lässt sich nur in Gleichnissen beschreiben – sie gleicht einem geheimnisvollen Flugmobil mit Rädern, die sich drehen und wenden und ihre Speichen und Achsen selber erzeugen. Jahrhunderte vor der Erfindung komplexer Mobilitätstechnologien wird in Anknüpfungen an Visionen Ezechiels und der Johannes-Offenbarung das perfekte perpetuum mobile und freischwebende Agens der natura naturans entworfen. Die so in ihrer fleißigen und schöpferischen Tiefe erahnte Natur ist ein sich selber erzeugendes Farbenspiel, schöner als eine Frühlingswiese, eine alle uns vertrauten Sinneseindrücke übertreffende Harmonie. Im Vergleich mit dieser von Engeln gesungenen und gespielten Sphärenharmonie ist irdische Musik nur Hundegebell. Die sich selber bewegende innere trinitarische Gottnatur und ihre Äußerung in den sieben astralen Naturgeistern ist alles andere als „grau“ und „profan“. Sie entspricht dem Jubel der ersten Schöpfung und der göttlichen Ruhe am siebten Tag.

Böhme umkreist das quälende Rätsel, wie eine solche sonnenhafte Übernatur zum „Alltag“ und zum Bösen degenerieren kann. Wir tragen nur noch ein Abbild in uns, sehen nur noch die Signaturen des Göttlichen in allen Dingen und erben die Sehnsucht nach der Heimkehr in Gottes Paradiesgarten.

Hoffnung manifestiert sich im Alltag im eskapistischen Impuls, alles hinter uns zu lassen und dem grauen Alltag zu entfliehen. Die alltägliche Befriedigung dieser Impulse wird von der Freizeit- und Tourismusindustrie abgedeckt, aber auch von den Angeboten erotischer Escape-Räume im Internet. Der Eskapismus ist weitgehend imaginär, findet in Tagträumen und Ersatzhandlungen statt und scheint daher den Verdacht zu bestätigen, dass Hoffnung im Alltag häufig eine Quelle von Illusionen ist. Dem wäre allerdings entgegenzuhalten, dass einige eskapistische Impulse auch dazu führen, unerträglichen Situationen zu entfliehen oder Veränderungen einzuleiten.

Hoffnung keimt auch in revoltierenden Impulsen gegen Autoritäten, Ungerechtigkeiten, verkrustete Institutionen. In dieser Bedeutung kann Hoffnung als Prinzip Hoffnung charakterisiert werden, wie es Ernst Bloch in seinem Hauptwerk getan hat. Er hat diese revoltierende und revolutionäre Hoffnung aus nahezu allen Kulturphänomenen herausgelesen, mehr noch: in sie hineingelesen. Hat die Aufklärung die Religion moralisch instrumentalisiert, so wird sie von Bloch marxistisch instrumentalisiert. Sein humanistischer Marxismus wird jedoch von den älteren Hoffnungsbildern der Propheten und Utopien belebt und bereichert.

Es ist unnötig polemisch, Religion auf illusorische Betäubung bzw. Euphorie oder moralische bzw. sozialrevolutionäre Impulse zu reduzieren. Angesichts der Verstrickungen und Widerfahrnisse des Lebens öffnet Religion auch Sinnquellen. Sie regt dazu an, Niederlagen und Verluste in einem anderen Lichte zu sehen. Manche Verluste haben eine Kehrseite; sie gleichen der ungewollten und nachträglich willkommenen

Erleichterung von Hans im Glück, der wie ein Reisender alle unbequemen Gepäckstücke verliert. Religion erleichtert das „Sein zum Tode“ mit Ritualen und Gelassenheit. Die Sinnfrage betrifft Lebensqualität, „meaning of life“; sie hilft, wenn andere Sinnquellen versagen, wenn z.B. Freundschaften zerbrechen und andere unkontrollierbare und irreversible Ereignisse eintreten. Angesichts des Unglücks, der Krankheit und des Todes geht es um Resignationsabwendung und um die Gewährung reiner Freude. Reine Freude ist dort möglich, wo Gier und emotionale Erwartungen schweigen und ein Engagement für andere und generationenübergreifende Projekte möglich wird. Wir können uns so verhalten, als ob uns nichts gehörte, als ob wir selber uns nicht gehörten, sondern dem „Ursprung“, in den wir früher oder später zurückkehren. Wir gehören dem, dem unser Herz gehört, auf den es hört. Religion kann ihre Anhänger relativ resistent machen gegen zahlreiche Anlässe zur Resignation, und sie kann sie trösten im Umgang mit Verlusten. Sie gehört zum Alltag vieler Menschen, und sie verhilft dazu, den „profanen Alltag“ zu durchbrechen. Hoffnungszeichen brauchen wir alle; manche finden sie in ihrer Religion.

Religion ist allerdings keine Wellness-Garantie, und sie mag manchen, die sie ernst nehmen und streng ausüben, den Alltag erschweren und das alltägliche Wechselbad der Stimmungen und Verstimmungen verstärken. Die Hoffnung des Messianismus ist nicht nur eine Lust, sondern auch eine Last, Gabe und Aufgabe. Manche Aktivitäten wie Spiele, Kunst und Religion scheinen überflüssiger Luxus zu sein. Wo liegt der alltägliche Nutzen? Ist Kunst das Durchbrechen von Routine? Brauchen wir angesichts der Verstrickungen und Widerfahrnisse des Lebens Spiele, Feste und religiöse Praktiken, um nicht nur Katastrophen, sondern auch den grauen und profanen Alltag zu ertragen?

*Text von Prof. Dr. Jean-Claude Wolf
Universität Fribourg*

“Normal sein” oder Psychiatrie?

Jeder und jede von uns hat schon mal oder wird irgendwann einmal mit einem Menschen konfrontiert sein, dessen psychische Probleme den Bereich des »Normalen« überschreiten. Die Erfahrung eines Menschen, welcher Stimmen hört, die ich nicht höre, der unendlich traurig, antriebslos ist und durch nichts zu motivieren ist oder ohne Unterbruch scheinbar unzusammenhängende Monologe führt, ist eine Erfahrung des Bruchs für uns – sie bringt uns an eine Grenze der Erklärungsmöglichkeit. Der oder die Andere erscheint fremd für uns, etwas an seinem oder ihrem Verhalten ist für uns nicht nachvollziehbar, eine komplette, verstehende Einfühlung in den psychisch kranken Menschen bleibt uns verstellt. Was leistet nun eine philosophische Reflexion über diesen Bereich des menschlichen Lebens, was leistet sie über Psychiatrie und Psychologie hinaus?

Bereits im ersten Satz dieses Textes werden wichtige Bereiche der philosophischen Debatte um psychische Krankheiten implizit angesprochen; es gehört zu deren zentralen Leistungen solche impliziten Annahmen explizit zu machen und sie einer Prüfung zu unterziehen. Um eine Aussage wie im ersten Satz dieses Textes machen zu können, muss vorerst gezeigt werden, was den Bereich des Normalen ausmacht, wo die Grenze zum Abnormalen liegt, wie sie sich bestimmen lässt und weiter auch, ob alles, was nicht »normal« ist, sogleich zum Bereich der Krankheit gehört. Wir können uns etwa fragen, ob eine Person, die immer wieder die Stimme ihres »Schutzengels« hört und von dieser im Leben angeleitet wird, diese aber als positiv und nicht störend wahrnimmt, tatsächlich gestört oder krank ist. In dieser Frage zeigt sich wiederum eine weitere Hauptausrichtung der Debatte der Philosophie der Psychiatrie – wie definieren wir psychische Gesundheit? Ist diese ein biologisch feststellbarer Zustand gleich einem

funktionsfähigen Herz? Oder geht es eher um die Fragen eines guten psychischen Lebens, also die Frage nach gewissen Normen, die erfüllt sein müssen, um als gesund gelten zu dürfen? Wer definiert diese Normen, sind sie *common sense*, werden sie uns durch Naturwissenschaft, durch Politik, durch Geschichte vermittelt – ist also eine Person, die angenehme Stimmen hört, psychisch krank, nur weil die meisten von uns dies als seltsam oder abnormal empfinden? Ist nicht vielmehr mit einzubeziehen, ob die Person ihr Leben als dadurch eingeschränkt wahrnimmt? Was wiederum geschieht mit Personen, die sich im manischen Zustand extrem gut fühlen, durch ihr Verhalten jedoch nicht mehr am gesellschaftlichen Kontext teilhaben können und dabei sich und andere durch ihr Verhalten schädigen – hier scheint wieder ein anderes Kriterium als das der subjektiven Einschätzung gefragt zu sein, um das Gesunde vom Kranken zu unterscheiden.

Es scheint, als ob es sich bei den Kriterien, die zur Definition oder Diagnose einer psychischen Krankheit führen, um Normen handelt und nicht um Fakten, an denen eine psychische Krankheit immer ablesbar wäre (wie etwa ein Naturgesetz). Diejenigen Kriterien und Begriffe, welche zur Bestimmung von psychischen Krankheiten verwendet werden, enthalten gewisse anthropologische Annahmen, welche über das Wesen der menschlichen Psyche oder Menschen überhaupt gemacht werden, was die Forderung (wie aktuell gerade von Andreas Heinz im Begriff der Psychischen Krankheit vertreten) nach einem Explizitmachen dieser anthropologischen Annahmen legitimiert. Es liegt im Geschäft der Philosophie zu fragen, welche Annahmen über den menschlichen Geist unserem Konzept von Gesundheit und Normalität unterliegen. Normen stellen anders als Fakten einen Anspruch an uns, es geht ein Sollen von ihnen aus – es ist unter anderem Aufgabe einer philosophi-



schen Reflexion, solche Ansprüche auf ihre Gültigkeit zu prüfen und zu eruieren, ob diejenigen Annahmen über das menschliche Leben, die dem Krankheitsbegriff unterliegen, tatsächlich dem Wesen dieses Lebens gerecht werden.

Eine wichtige Unterdiskussion zeigt sich auch in der Definition dieser Krankheiten als spezifisch psychische Krankheiten – es steht nach wie vor zur Debatte, ob sogenannte psychische Krankheiten eigentlich auf »körperliche« Krankheiten zu reduzieren seien, also auf neurologische Dysfunktionen, womit auf einen Dualismus zwischen Physischem und Psychischem verzichtet würde. Dagegen wird immer wieder angeführt, dass für die meisten psychischen Krankheiten keine stabilen und eindeutigen neurologischen Korrelate ausgemacht werden können, womit ein sogenannt »reduktionistisches« Modell nur wenig erklärt. Zudem spricht gegen eine biologische Erklärung der psychischen Krankheit, dass sie den Erfahrungsgehalt einer psychischen Störung nur unzureichend erfassen kann. Unter dem Erfahrungsgehalt wird sowohl meine Erfahrung einer anderen Person mit psychischer Störung als auch die Erfahrung dieser Personen selbst verstanden. Es ist auch Aufgabe der Philosophie, diesen Erfahrungsinhalten Ausdruck zu verleihen, sie zu beschreiben, ohne dabei schon vorbelastete Begriffe der verschiedenen Debatten zu benutzen, da diese bereits schon eine gewisse Wertung in diese Erfahrungen hineinbringen.

Dieser Zweig der Schnittstelle um Philosophie und Psychiatrie steht vielleicht am engsten im Zusammenhang mit unserem Alltag. Die Bemühungen dieses Bereichs zielen darauf ab, die Begegnungen mit psychischen Krankheiten oder Störungen, die jeder von uns haben könnte, in einem Vokabular zu erklären, welches sich nur aus dieser Begegnung ergibt und nicht schon implizite Annahmen aus anderen Diskussionen in sich trägt. Beispielhaft wären etwa Edmund Husserls Ausführungen zum Verstehen des Anderen (zur anderen Person): Weist dieser Andere eine psychische »Anomalität« auf, scheitert der Versuch einer Einfühlung. Ich kann den Anderen nicht in Analogie zu mir selbst verstehen, und er oder sie bleibt dunkel für mich, mein Versuch des Verstehens und Miteinbeziehens in eine gemeinsame Welt stellt eine Erfahrung des Bruchs dar.

Eine philosophische Diskussion über Psychopathologien bewegt sich also teils sehr nahe an den Erkenntnissen der Wissenschaft der Psychiatrie selbst und doch hat sie ihr eigenes Gebiet, wenn sie psychische Krankheit als auf die Grundkondition des Menschseins verweisend ansieht. Zuletzt ist es doch interessant, dass sowohl Philosophie als auch Psychiatrie (und auch Psychologie) zur Vermittlung und auch zum Gewinn von Erkenntnis bei der gleichen Praxis angesetzt haben: beim Dialog.

*Text von Jelscha Schmid BA, Studierende
Philosophin, Universität Basel*

Vertrauen

Vertrauen ist ein Phänomen, das uns im Alltag auf Schritt und Tritt begegnet. In zahllosen Kontexten vertrauen wir anderen Personen, andere Personen setzen Vertrauen in uns, und wir können sowohl in unserem unmittelbaren Umfeld als auch in Nachrichten, Romanen oder TV-Serien Vertrauensverhältnisse verschiedenster Art beobachten. Dass Vertrauen in unserem Leben allgegenwärtig ist, merken wir allerdings oft erst dann, wenn es Risse bekommt, wenn wir uns fragen, ob wir einer anderen Person überhaupt vertrauen sollten oder wenn ein Vertrauensbruch stattgefunden hat. So kann etwa ein Freund das Vertrauen, das wir in ihn gesetzt haben, enttäuschen, wenn er das Geheimnis ausplaudert, das wir ihm anvertraut haben; bei Verhandlungen über einen Waffenstillstand in einer militärischen Auseinandersetzung kann von Unterhändlern das gegenseitige Vertrauen beschworen werden; eine Wirtschaftskrise kann als Vertrauenskrise analysiert werden; ein Patient kann sich fragen, ob er seiner Hausärztin vertrauen sollte; ein Fussballspieler kann seinen Trainer bitten, Vertrauen in ihn zu setzen und ihn für das kommende Spiel aufzustellen. – Auf diese Weise liesse sich beliebig ausführlich fortfahren. Angesichts der Tatsache, dass Vertrauen eine wichtige Rolle in so vielen verschiedenen Bereichen unseres Lebens spielt, verwundert es kaum, dass es zum Gegenstand empirischer Disziplinen wie der Entwicklungspsychologie, der Politikwissenschaft, der Soziologie oder der Ökonomie wurde. Was kann aber die Philosophie im Hinblick auf dieses Phänomen leisten? Zunächst können PhilosophInnen begriffsklärende Arbeit leisten, indem sie darauf reflektieren, worum es sich ganz grundsätzlich bei Vertrauen handelt bzw. welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit wir überhaupt von Vertrauen reden können. Dabei können sie durchaus zu Ergebnissen gelangen, die dem alltäglichen Gebrauch des Wortes ‘Vertrauen’, aber

auch der Verwendung dieses Terminus in den empirischen Wissenschaften zuwiderlaufen. Die Leistung der Philosophie besteht hier darin, Klarheit in unsere begrifflichen Schemata zu bringen, um Inkonsistenzen und Widersprüche in unseren wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Urteilen über Vertrauen zu verhindern.

Was soll man sich aber unter einer philosophischen Klärung des Vertrauensbegriffs vorstellen? Zunächst kann etwa darauf hingewiesen werden, dass Vertrauen und Wissen einander ausschliessen. „Marie vertraut darauf, dass Laura am Mittwoch nach Bern kommen wird“ ist auf den ersten Blick ein vollkommen unproblematisches Urteil, das von einer aussenstehenden Person wie Peter gefällt werden kann. Die Situation sieht allerdings weit weniger unbedenklich aus, wenn wir uns vorstellen, dass Peter gleichzeitig das folgende Urteil fällt: „Marie weiss, dass Laura am Mittwoch nach Bern kommen wird, weil sie Laura hypnotisiert hat, und davon ausgehen kann, dass Laura alles tun wird, was sie ihr sagt.“ Sollte Peter beide Urteile gleichzeitig fällen, müssten wir schliessen, dass er nicht verstanden hat, wie der Begriff des Vertrauens funktioniert, und zwar weil er nicht verstanden hat, dass es für jemanden, der ganz sicher weiss, dass eine andere Person X tun wird, bereits völlig unmöglich ist, darauf zu vertrauen, dass diese Person X tun wird. Vertrauen impliziert ein gewisses Ausmass an epistemischer Unsicherheit auf Seiten der vertrauenden Person: Ich kann nicht darauf vertrauen, dass mich eine paralysierte Person nicht schlägt oder dass ein Neugeborenes meine Tagebücher nicht liest.

Gleichzeitig scheint Vertrauen aber eine Rolle für uns zu spielen, die durchaus verwandt mit der Rolle ist, die Wissen in unserem Leben spielt. In Situationen, in denen wir darauf vertrauen, dass eine andere Person etwas tun wird, und von anderen ge-

fragt werden, woher wir das wissen, neigen wir deshalb manchmal zu uneigentlichen Antworten wie „Ich weiss es einfach...“, die aber keinesfalls implizieren, dass wir im streng philosophischen Sinn über irgendeine Art von Wissen verfügen. Vertrauen scheint uns also gerade in Situationen, in denen wir – aus welchen Gründen auch immer – etwas nicht wissen, dennoch eine Art von Sicherheit zu verleihen. Gleichzeitig handelt es sich dabei aber nicht um völlig beliebige Kontexte, sondern ausschliesslich um Kontexte, die eine bestimmte praktische Relevanz für uns haben. Sollte eine Person ein Urteil wie „Marie vertraut darauf, dass Laura am Mittwoch nach Bern kommen wird, aber es ist ihr völlig egal, ob Laura nach Bern kommen wird“ fällen, würden wir wiederum schliessen müssen, dass diese Person nicht verstanden hat, was der Begriff des Vertrauens impliziert – in diesem Fall weil sie nicht verstanden hat, dass Vertrauen beinhaltet, dass das, worauf vertraut wird, der vertrauenden Person irgendwie wichtig ist.

Mit all dem ist noch nicht besonders viel im Hinblick auf eine positive Bestimmung von Vertrauen gewonnen. In einem nächsten Schritt lässt sich auf eine Unterscheidung aufmerksam machen, die in den vergangenen Jahren besonders intensiv von PhilosophInnen diskutiert wurde. Es handelt sich um die Unterscheidung zwischen Vertrauen und blossem Sich-Verlassen (16). Letztere Einstellung kann ich auch im Hinblick auf unbelebte Gegenstände einnehmen, etwa wenn ich mich (bloss) darauf verlasse, dass mein Computer funktionieren wird, solange ich an einem Aufsatz schreibe. Auch auf Personen kann ich mich (bloss) verlassen, z.B. wenn ich davon ausgehe, dass jemand etwas aus einer festen Charakterdisposition machen wird oder weil er Angst hat oder weil es in seinem egoistischen Eigeninteresse liegt. Wenn ich beispielsweise davon ausgehe, dass Peter mir beim Renovieren helfen wird, weil ich weiss, dass er mich für einen Mafiaboss hält und Angst hat, meine Bitte auszuschlagen, dann handelt es sich dabei nicht um einen Fall, in dem ich Peter

vertraue, sondern um einen Fall, in dem ich mich lediglich darauf verlasse, dass er mir beim Renovieren helfen wird. Bei Vertrauen ist auf eine spezifische Weise „mehr im Spiel“, und das sieht man daran, dass eine Person, deren Vertrauen verletzt wird, nicht nur darüber enttäuscht ist, dass etwas nicht so geklappt hat, wie sie es sich vorgestellt hat, sondern sich auf eine tiefere Weise von der Person, der sie vertraut hat, betrogen fühlt.

Eine zentrale Aufgabe für PhilosophInnen, die sich mit dem Begriff des Vertrauens beschäftigen, besteht darin, eine Begriffsbestimmung von Vertrauen vorzulegen, die dem Unterschied zwischen Vertrauen und blossem Sich-Verlassen gerecht wird. Versuche dazu erfolgen standardmässig, indem diskutiert wird, ob Vertrauen eine emotionale Einstellung oder eher ein kognitiver mentaler Zustand wie eine Überzeugung ist (17). Zweierlei Überlegungen sprechen dafür, dass die Klärung dieser Frage ein durchaus relevantes Unterfangen ist. Zum einen liesse sich dadurch, wie bereits angemerkt, unsere alltägliche Verwendung des Vertrauensvokabulars auf eine begrifflich klare Grundlage stellen, von der aus besser darüber geurteilt werden könnte, bei welchen Phänomenen es sich überhaupt um Vertrauen handelt. Zum anderen stellt eine Antwort auf die Frage danach, um was für einen mentalen Zustand es sich bei Vertrauen handelt, eine zentrale Voraussetzung für eine weitere Frage dar – die Frage nach Kriterien für die Angemessenheit bzw. Rechtfertigung von Vertrauen. Auch im Alltag machen wir die Unterscheidung zwischen angemessenem und irrationalem bzw. blindem Vertrauen. Gerade weil Vertrauen uns in so vielen empfindlichen Bereichen unseres Lebens betrifft, wäre es wichtig, zu wissen, unter welchen Bedingungen Vertrauen angemessen ist. Diese normative Frage lässt sich nicht von der Warte empirischer Disziplinen beantworten – hier ist die Philosophie gefragt.

Text von Dr. Christian Budnik, Institut für Philosophie, Universität Bern

Interview mit Prof. Dr. Brenner

Prof. Dr. Andreas Brenner ist Titularprofessor für Philosophie an der Universität Basel.

Hat die Philosophie, diese vermeintlich abgehobene Beschäftigung, etwas mit dem Alltag zu tun?

Philosophie hat sehr viel mit dem Alltag zu tun. Das gilt selbst dann, wenn man einen elitären Philosophie-Begriff vertritt. Selbst wenn man also Philosophie als eine Beschäftigung aus dem Elfenbeinturm oder dem gepolsterten Lehnstuhl heraus begreift, ist sie mit dem Alltag konfrontiert. Dann sieht man, dass die philosophischen Kernfragen Fragen des Alltags sind. Und das in direktem Sinne: Also nicht bloss Fragen, die man auf den Alltag anwenden kann, sondern umgekehrt, Fragen, die aus dem Alltag heraus aufgeworfen werden. Denken Sie an die vier Fragen, mit denen Kant die gesamte philosophische Beschäftigung skizziert: Also Fragen der Erkenntnistheorie, der Ethik, der Religionsphilosophie und der Anthropologie. Solche Fragen bedürfen des Alltags als ihres Prüfsteins. Ohne den Alltag, also das täglich dramatisch und undramatisch wie auch das dramatisch-undramatisch gelebte Leben, wären die Antwort-Angebote der Philosophie sinnlos. Aber es gilt eben auch umgekehrt: Ohne die Herausforderung des Alltags hätte die Philosophie diese Fragen nie zum Gegenstand ihrer eigenen Arbeit erhoben und mehr noch, niemals als bedenkenswert erkannt.

Und dies zeigt ja auch, dass Philosophie nicht in erster Linie eine Wissenschaft ist, sondern eine kulturelle Bewegung. Und diese hebt nicht erst mit dem spezialisierten Denken an, sondern in den Fragen, welche Menschen sich in der Herausforderung ihres Lebens stellen.

Die eingangs beschriebene elitäre Version von Philosophie erweist sich damit auch als eine Schrumpfversion von Philosophie: Sie hat durchaus ihre Berechtigung, aber sie leidet gleichsam an Atemnot und erfährt die nötige Belebung aus dem Alltag.

Was bedeutet denn „Alltag“?

Alltag ist der Ort und die Zeit, in der das Leben in seiner vermeintlich unspektakulären Weise gelebt wird. Alltag ist also nicht Ausnahmesituation. Während Grenz- und Ausnahmesituationen in gleichsam expressiven Tönen und Farben gemalt werden können, erscheint der Alltag blass. Daher reden wir bisweilen vom „grauen“ Alltag. Dass der Alltag weniger expressiv erscheint als die Hoch-Zeiten (die als Grenzsituation, aber auch durchaus negativer, düstererer oder erschreckend dunkler Art sein können), ist kein Nachteil, sondern Notwendigkeit: Wir können nicht im permanenten Ausnahmezustand, selbst dem des himmelhochjauchenden Glücks uns bewegen. Der Alltag ist auch rein energetisch die Normalsituation, die Phase, in der wir mit unseren Kräften gut über die Runden kommen. Und hier, in den ruhigen Bahnen und auf ruhiger See finden wir dann die Chance, unser Leben planvoll weiterzuentwickeln. Hier können wir Erfahrungen machen, die, weil sie auf den ersten Blick wenig tief sind, die Möglichkeit bieten, sie auszuloten und damit auszukosten.

“Der vermeintlich farblose Alltag bietet die Chance, unsere Wahrnehmung zu schärfen.”
Andreas Brenner

Der vermeintlich farblose Alltag bietet die Chance, unsere Wahrnehmung zu schärfen: besser hinzuhorchen, hinzuhören, hineinzuriechen und all diese kleinen Sensationen zu bedenken und in einen Zusammenhang zu stellen. Hier beginnen wir, schon als Kinder, zu philosophieren. Wenn Karl Jaspers gefunden hat, Kinder seien die wahren Philosophen, so ja auch deshalb, weil wir in unseren jüngsten Jahren voller Fragen gegenüber der Welt sind. Dabei zeigt sich auch, dass der Alltag spektakulärer ist als sein Ruf: Die meisten Kinderphilosophen kommen ja in der Regel aus ganz einfachen

Verhältnissen: Da gibt es keinen Krieg, keinen existenziellen Mangel und ein mehr oder weniger intaktes soziales Ambiente. Und dennoch: Sie sind nicht so zufrieden mit ihrer Welt, dass sie keine Fragen mehr hätten. Im Gegenteil: Ihre Alltagswelt explodiert fast in ein unendlich auseinanderdriftendes Universum von nie enden wollenden Fragemöglichkeiten.

Wenn uns stumpf gewordenen Erwachsenen der Alltag unspektakulär und mithin grau geworden ist, so zeigt das also vor allem ein Problem, unter dem wir leiden: eine mangelnde Sehnsüchte. Klagen wir beispielsweise über die öde Routine von Alltagshandeln, so übersehen wir, dass es gar keine Routinen gibt: Wiederholungen erweisen sich nur von aussen, dem Unbeteiligten, als routiniert. Es ist eben häufig unser Unbeteiligtsein, das heisst, dass wir nicht ganz bei der Sache sind, oder wie Heidegger es genannt hat, unsere Zerstreutheit, dass wir etwas als Routine erleben. Ist man bei der Sache, kann auch der Berufsalltag des Kanzleibeamten, wie Autoren wie Kafka oder Genanzino ihn beschrieben haben, spannend bis zum Nicht-Alltäglichen sein. Der Alltag ist nicht flach, im Gegenteil, er ist sehr tief. Wie gesagt, sollten wir rein aus energetischen Gründen uns erlauben, über diese Tiefe auch hinweggehen zu können. Wir können nicht immer die Tiefe alltäglicher Erfahrungen ausmessen: Wir können nicht jede Begegnung mit einem Mitreisenden im Tram, nicht jedes dort zu hörende Wort, nicht jedes Gespräch mit einem Kollegen am Arbeitsplatz und nicht jede achtlos weggeworfene Zeitung oder jede streunende Katze zum Anlass einer tiefschürfenden Betrachtung nehmen. Wir können es nicht, obwohl wir es könnten.

Inwiefern können philosophische Forschungsarbeiten für den menschlichen Lebensalltag von Nutzen sein?

Der Ertrag philosophischer Arbeit misst sich daran, wie er dazu beiträgt, unser Leben besser zu verstehen. Insofern leistet Philosophie immer einen im Alltag relevant

werdenden Beitrag. Solche Leistungen bedürfen bisweilen der weiteren Transformation, d.h. der Arbeit weiterer Schriftsteller, die helfen, hochkomplexe Theorien in den Alltag zu transponieren, sowie es umgekehrt auch kultureller Lernprozesse bedarf, welche zum Teil eine Aufgabe von Generationen sind. So hat beispielsweise die Sokratisch-Platonische Seelenlehre einen ganz wichtigen Beitrag zum Verständnis unseres Selbst geleistet. Oder nehmen Sie Kants Erkenntnistheorie: Sie hat geholfen zu verstehen, wie wir die Welt erkennen. Diese neue Sicht auf uns hat zugleich unsere Weltsicht verändert. Gleiches ist für die Tier- und Pflanzenethik unserer Tage zu sagen. Wie stark eine Philosophie den Alltag zu prägen vermag bzw. wie gross ihr Prägepotential ist, kann man geradezu als Massstab für gute Philosophie nehmen.

Zusätzlich gibt es auch Philosophien, die sich direkt dem Alltag zuwenden und dies in allgemeiner oder in besonderer Hinsicht. Ein Beispiel für den ersten Fall, also eine allgemeine Kritik des Alltags, stellt die Seinsanalytik Martin Heideggers dar. Eine besondere Kritik des Alltags ist von den Ritterschülern Odo Marquard und Hermann Lübbe geleistet worden und findet in der Gegenwart in der wiederentdeckten Philosophie der Lebenskunst statt.

Leistet die Philosophie auch einen Beitrag, den gegenwärtigen Alltag zu verändern?

Philosophie ist eine Kultur der Kritik. Insofern leistet Philosophie immer einen Beitrag zur Veränderung. Projekte, die sich beispielsweise mit der Wirkung und Bedeutung der digitalen Medien oder des in die virtuelle Welt abgedrifteten Finanzsystems beschäftigen, leisten eine wichtige Kritik des Alltags und nehmen damit Einfluss auf dessen künftige Entwicklung.

Philosophie.ch bedankt sich bei Herrn Prof. Dr. Brenner für das schriftliche Interview.

Philosophie im Fernsehen?

Der „Tatort“ und das Böse

Was verbindet die Krimiserie „Tatort“ mit der Philosophie? Auf den ersten Blick scheint es kaum Berührungspunkte zu geben. Aber was ist mit der Suche nach der Wahrheit? Ist dies nicht sowohl die Aufgabe des Kommissariats als auch der Philosophinnen und Philosophen? Und wie steht es um die analytische Vorgehensweise dabei? Doch damit nicht genug: Auch die ethischen Grundlagen, wie beispielsweise das Tötungsverbot, die Frage, woher „das Böse“ kommt, aber auch das Mitfühlen des Zuschauers mit den Hauptfiguren des Films, sind Themen der Philosophie.

Selbst die Faszination der Millionen von Zuschauern, welche sich den Sonntagabend jeweils mit der Krimiserie versüssen, lässt sich auf unterschiedliche Weise philosophisch begründen. Zum einen geht es um die vorhersehbare Handlung: „Es gibt einen Mord und ein Ermittlerteam, es gibt das Rätsel, wer der Mörder ist, und es gibt eine Auflösung dieses Rätsels. Nie geht es um die Frage, ob der Täter gefasst wird, sondern lediglich um die Frage, wie genau er gefasst wird: mit welcher Verhörstrategie und Aufklärungslogik. Dass er gefasst wird, steht immer schon fest. So besehen, zeichnet den Tatort nicht massgeblich aus, dass er spannend ist. Beinahe im Gegenteil: Es zeichnet ihn aus, dass sein Ausgang vorherbestimmt ist. (...) Rache, Wollust und Gier bringen die Welt regelmässig in Unordnung. Nicht selten werden dabei aktuelle gesellschaftliche Probleme mitverhandelt: Frauen- und Drogenhandel, Kindesmissbrauch, Umweltverschmutzung, Korruption im Baugewerbe und allerlei mehr. Doch so wenig Zweifel daran besteht, dass der dünne Firnis der Zivilisation durch die nie zu stillende Mord- und Korruptionslust des Menschen verletzt wird und das Böse (...) nur darauf wartet, sich machtvoll entfalten zu dürfen, so sicher ist gleichzeitig, dass der Rechtsstaat und die aufklärerische Vernunft am Ende triumphieren.“ (18)

Doch die Faszination der Zuschauerinnen und Zuschauer lässt sich nicht nur mit den beruhigenden Faktoren erklären, sondern auch mit der Faszination am Bösen: „Tatsächlich beruht der Erfolg der Krimiserie ganz zentral auf der Lust, sich ungefährdet vom Fernsehsessel aus dem Ungeheuerlichen zu nähern: Was hat einen Menschen zum Mord getrieben? Was war das Motiv?“ (19) Der Frage nachzugehen, woher das Böse kommt, wird in einer durchaus tiefgreifenderen Art und Weise als dies in den einzelnen Tatortfolgen durch die Ermittlerteams geschieht und möglich ist, seit Jahrhunderten von Philosophinnen und Philosophen betrieben.

Das Böse als Teil des menschlichen Wesens?

Svenja Flasspöhler schrieb zu dieser Frage: „Einen ersten Hinweis auf die uns allen eigene Potenz zum Bösen liefert die ganz alltägliche Anschauung. Schliesslich zeigt sich selbst in vergleichsweise harmlosen Situationen, wie leicht die zivilisatorische Schicht bröckelt. Sei es in einem überfüllten Zug, einem Stau oder beim nervtötenden Warten in einer Arztpraxis: Menschen, die sich unter normalen Umständen höflich und zuvorkommend begegnen, entpuppen sich als in höchstem Masse reizbar und aggressiv. Mit einem Mal ist sich jeder selbst der Nächste, verteidigt sein Revier wie ein Tier – so als käme bei überhöhter Anspannung die nackte, wahre Natur des Menschen zum Vorschein. Genau dieser Ansicht war im 17. Jahrhundert der englische Philosoph und Staatstheoretiker Thomas Hobbes (1588–1679). Selbsterhaltung und Streben nach Lust, so Hobbes in seiner berühmten Schrift „Leviathan“, sind unsere wesentlichen Triebkräfte, die, wenn ihnen nicht Einhalt geboten wird, in einen „Krieg aller gegen alle“ münden. (20) Diese Erklärungsweise hat jedoch eine bedeutende Schwäche: Der Mensch ist bestimmt durch

seine animalischen Triebe und somit nicht fähig, Verantwortung zu übernehmen, da er gar keine Macht über seine Handlungen haben kann. Gegensätzlich hierzu hat Immanuel Kant (1724–1804) mit Hilfe des kategorischen Imperatives den Menschen als Vernunftwesen definiert, weil es ihm möglich ist, bewusst und wohlüberlegt, von einer bösen Handlung abzusehen. Doch was geschieht also, wenn sich ein Mensch ganz bewusst und überlegt für eine böse Maxime entscheidet?

Besteht das wahrhaft Böse also in einer kalten und wohlüberlegten Lust, welche eine Mordtat minutiös plant und durchführt? Unheimlich wird es für den Krimizuschauer ja genau dann, wenn sich keine klare Motivation für eine Tat ausmachen lässt.

Die Philosophin Hannah Arendt schrieb in ihrem Buch zu ihrer Begegnung am Prozess gegen Adolf Eichmann: „Das Beunruhigende an der Person Eichmanns war doch gerade, dass er war wie viele und dass die vielen weder pervers noch sadistisch, sondern schrecklich und erschreckend normal waren und sind.“ (21) Charakterisiert durch die Unfähigkeit, sich der Untaten bewusst zu werden und durch eine weitreichende

Gedankenlosigkeit, ist diese von Arendt als „Banalität des Bösen“ bezeichnete Form des Bösen konträr zu Kants Auffassung, böse Taten müssen bewusst als böse durchgeführt werden.

Svenja Fasspöhler schrieb zu Arendts Auffassung: „Doch selbst wenn ihre Theorie im Hinblick auf den Nationalsozialismus fragwürdig sein mag, spricht das noch nicht gegen die Theorie als solche. Ja, fast scheint es, als käme das Konzept des banalen Bösen erst heute zu seinem vollen Recht. (...) Eine Gedankenlosigkeit des Konsums, der Produktion und Börsenspekulation, die ökologische Katastrophen, Leid und Armut verursacht, gar Tausende Todesopfer fordert? Für uns ist es nur ein Billigeinkauf, eine Börsenspekulation – anderswo stirbt ein Mensch an Hunger, wird erschlagen in einer einstürzenden Textilfabrik. (...) Wie ist es vor diesem Hintergrund zu verstehen, dass Millionen Menschen jeden Sonntagabend das Böse im Tatort genießen? Hat der Kriminalfilm deshalb heute Konjunktur, weil er uns ein Böses vorführt, das nicht in den Strukturen lauert, sondern ein Gesicht hat – und von dem wir zumindest meinen, uns klar abgrenzen zu können?“ (22)



“Dead body behind caution tape.” Von Colton Cotton

Philosophie im Berufsalltag: Beispiel Heilpädagogik

Philosophische Überlegungen finden nicht nur in Bezug auf persönliche Angelegenheiten Platz in unserem Alltag, sondern auch im Berufsalltag. Auch hier ist die Spannweite gross: Von den (logisch korrekten) Argumentationsstrukturen eines Anwalts oder einer Anwältin, über die ethischen Fragestellungen in der Medizin, bis hin zur Verankerung der „Unternehmensphilosophie“ in der Belegschaft; all dies sind Berührungspunkte mit der Philosophie. Doch welche Relevanz hat die Philosophie dabei? Und wie läuft die Einbindung von philosophischen Überlegungen im Berufsalltag ab? Dies soll hier am Beispiel der Heil- und Sonderpädagogik illustriert werden.

Markus Dederich schreibt in seinem Buch „Philosophie in der Heil- und Sonderpädagogik“: „Als anwendungsorientierte Wissenschaft produziert die Heil- und Sonderpädagogik ein spezifisches Wissen, das letztlich im Dienste der Förderung und Bildung von benachteiligten und behinderten Menschen steht und zu einer Verbesserung ihrer Lebenssituation beitragen soll. Nun ist aber die Hervorbringung eines solchen Wissens niemals wert- und machtfrei. Und es wird, wenn es in der Praxis aufgenommen wird, wirklichkeitsmächtig. (...) Ein zentrales Problem bei der Entwicklung von Theoriekonstruktionen über den (behinderten) Menschen besteht darin, dass das, was erst noch zu bestimmen, zu definieren, theoretisch zu begründen oder abzuleiten wäre, häufig in verborgener Form als implizites Modell oder Wissen bereits vorausgesetzt wird. Um mich überhaupt mit Behinderung beschäftigen zu können, brauche ich bereits eine Vorstellung, eine Idee davon, was „Behinderung“ ist. (...) Pointiert formuliert: Das Grundproblem der Heil- und Sonderpädagogik besteht darin, dass ihr zentraler Gegenstand nicht unabhängig von ihrem theoretischen und praktischen Zugriff existiert, sondern durch diesen Zugriff

benannt, klassifiziert, gedeutet und durch performative Einwirkung geformt wird. Eine philosophische Perspektive einzunehmen, heisst in diesem Zusammenhang, die Logik solcher Prozesse zu hinterfragen und hinsichtlich ihrer Legitimation kritisch zu prüfen. (...) In dieser Hinsicht erweist sich die Philosophie nicht nur als Reflexionsinstanz gegenüber für selbstverständlich gehaltenen Wissensbeständen, wissenschaftlichen Überzeugungen und praktisch-institutionalisierten Handlungsmustern, sondern auch als „Schule des Sehens“. Ihr geht es um die Kultivierung einer Offenheit und Bereitschaft, sich möglichst unvoreingenommen immer wieder in Frage stellen zu lassen und berührbar zu bleiben angesichts des Fremden und Anderen, des Neuen und Überraschenden.“ (23)

Welche philosophischen Fragen werden durch das Phänomen der Behinderung aufgeworfen?

- Lässt sich überhaupt rechtfertigen oder ist es sinnvoll eine Bewertung und hierarchische Unterscheidung von körperlichen oder kognitiven Schädigungen vorzunehmen?
- Wie lässt sich der Begriff „Behinderung“ überhaupt definieren?
- „Welche Bedeutung haben die verschiedenen Sinnesmodalitäten und ihr Zusammenspiel für die Fähigkeit der Menschen, sich auf die Welt zu beziehen, sich auf der Grundlage praktischen Wissens in ihr zu orientieren, sie zu erkennen?“ (24)
- Gibt es ein Mindestmass an körperlicher und kognitiver Funktionsfähigkeit, um moralische Rechte und Pflichten (z.B. das Einhalten einer Versprechung) zu haben?
- Was verstehen wir unter „Gleichheit“ und „Verschiedenheit“?

Philosophie in Politik & Wirtschaft

Scheinbar hat die Politik nicht viel mit Philosophie zu tun und die Wirtschaft wird oft gar konträr zur Ethik wahrgenommen. Tatsächlich eröffnet ein zweiter Blick jedoch, dass die politische Ausgestaltung der Gesellschaft sehr wohl durch die Philosophie geprägt ist. Die Legitimation der Geltung von Rechtsnormen oder beispielsweise der Demokratie, die Auseinandersetzung, was unter „Gerechtigkeit“ zu verstehen ist, die Idee von Sozialkontrakten wie bei der AHV, all dies sind Themen der politischen Philosophie und der Rechtsphilosophie. Die politische Philosophie hat somit den Staatsbegriff als Ausgangspunkt. „Ihrem Selbstverständnis nach sind Staaten legitime Herrschaftsverbände, während z.B. Räuberbanden, die einen Landstrich beherrschen als illegitime Regenten betrachtet werden. Die Basis- oder Ausgangsfrage der politischen Philosophie lautet daher: Worauf stützt sich dieser Legitimitätsanspruch? Welche Gründe sprechen dafür, dass Menschen ihr Zusammenleben staatsförmig organisieren? Man kann dieses Problem in zwei Richtungen ausbuchstabieren:

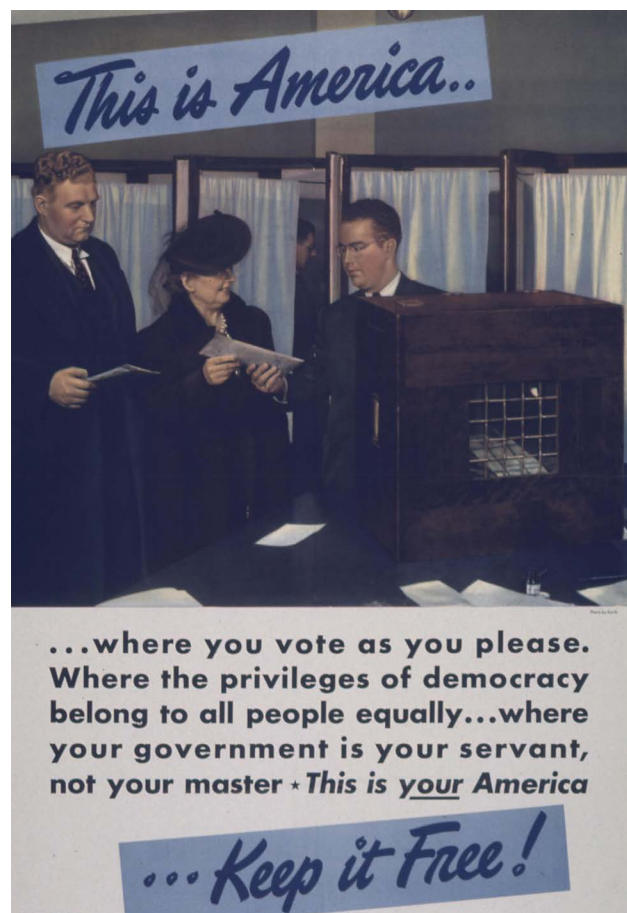
Zum einen lässt sich die Frage stellen, ob es pragmatisch sinnvoll ist, Staaten einzurichten. (...) Zum anderen kann man die Frage aufwerfen, ob es moralisch legitim, angemessen, ja vielleicht sogar geboten ist, Staaten zu etablieren.“ (25)

Entsprechend kommt der Philosophie auch innerhalb der demokratischen Prozesse die Aufgabe zu, Legitimationsfragen zu klären und die Argumente für und gegen die Einführung neuer Rechtsnormen zu untersuchen und zu problematisieren. Dabei stellen auch ethische Fragen eine grosse Rolle: Gibt es eine moralische Legitimation für die Einwanderung? Oder eine ethische Pflicht zum Klimaschutz? Ist das neue Abtreibungsgesetz ethisch vertretbar oder nicht? Solcherlei philosophische und ethische Auseinandersetzung prägen die Politik und somit unsere Gesellschaft mit.

Und in der Wirtschaft? Die Wirtschaftsphilosophie untersucht sämtliche Themen des wirtschaftlichen Handelns, Wirtschaftstheorien und die politischen Rahmenbedingungen der Wirtschaftssysteme. So untersucht beispielsweise die Wirtschaftsethik, wie sich eine moralische Verantwortung für Unternehmen begründen lässt. Oder was man unter verantwortungsbewusster Unternehmensführung versteht.

Wussten Sie zum Beispiel, dass der Moralphilosoph Adam Smith (1723–1790) als Begründer der freien Marktwirtschaft gilt?

Somit sind auch Politik und Wirtschaft durchdrungen von philosophischen Theorien. Erfahren Sie mehr dazu in den Themendossiers „Wirtschaftsethik“, „Ein Recht auf Einwanderung?“, „Macht“ und „AHV und Generationengerechtigkeit“ auf Philosophie.ch in der Rubrik Themendossiers.



Über das Alltägliche

„Alltag“ wird oftmals mit Gewohnheit, ja gar mit sinnentleerter Routine verbunden, und so scheint das „Alltägliche“ eher negativ angehaucht. Auch neigt man dazu anzunehmen, selbstverständlich eine Klarheit darüber zu besitzen, was mit dem Begriff Alltag eigentlich gemeint ist. Wenn umgangssprachlich vom Alltag die Rede ist, wissen alle, wovon man spricht, als gäbe es einen einheitlichen Alltagsbegriff. Doch lässt fragen, ob es Kriterien gibt, die zutreffen müssen, damit der Gebrauch des Ausdruckes tatsächlich auf die Situation des Alltags passt. Gehört dazu tatsächlich dieser negative und abwertende Aspekt? Ist dies ein Kriterium für den Alltag? Werfen wir also einen Blick auf die Umgangssprache, in der Philosophie auch als Alltagssprache bekannt, und lassen uns von der Sprachphilosophie inspirieren.

Über die Alltagssprache

Gemäss Ludwig Wittgenstein kann die Alltagssprache nicht der Gegenstand von Erkenntnis sein, weil sie selbst Bestandteil der zu beschreibenden Phänomene der Welt ist. Zwar lässt sich eine logische Form unseres Denkens über die Welt erkennen, über welche sich jedoch keine sinnvollen sprachlichen Aussagen machen lassen.



„Atcehnttuinogn“ by Carn

In seinem späteren Werk erklärt Wittgenstein hingegen, dass es ein Irrtum ist anzunehmen, dass es einen Standpunkt gibt, „der die Natur und das Wesen jeder Sprache erkläre und von dem aus man über diese Mannigfaltigkeit der Lebensformen und der mit ihnen verbundenen Sprachen sprechen könne.“ (26)

„Die für uns wichtigsten Aspekte der Dinge sind durch ihre Einfachheit und Alltäglichkeit verborgen.“

Ludwig Wittgenstein

Das Funktionieren der Alltagssprache lässt sich somit nicht erklären, weil sie selbst zu den vielen und unterschiedlichsten Zugangsformen zur Welt zählt.

Alltag versus Wissenschaft?

Doch wollen wir das Verhältnis von Alltagssprache, Wissenschaft und Philosophie noch etwas genauer unter die Lupe nehmen. Kommen wir auf die Frage zurück, ob der abwertende Aspekt als Kriterium des Begriffs Alltags überhaupt korrekt ist. Prof. Evandro Agazzi schrieb 1981 hierzu Folgendes: „Es ist nicht schwierig einzusehen, dass diese Abwertung des Alltäglichen dem ständig zunehmenden Einfluss der Wissenschaft zuzuschreiben ist, den diese in unserer Kultur gewonnen hat, ihrer ungeheuren Fähigkeit, Neues, Erstaunliches und Unerwartetes zu produzieren, der Gewissheit, die sie uns einflösst, dass das Morgen sicher vom Heute verschieden sein wird, der „planerischen“ Mentalität, die sie uns beibringt, insbesondere dank der Technik, die sie uns ermöglicht und die in der Tat die Welt fortwährend und unter unseren Augen verändert. Mit anderen Worten, es ist klar, dass in der Perspektive einer Zivilisation, für die nicht einmal zwei aufeinander folgende Tage sich gleichen können, weil der nachfolgende sicher im Vergleich zum vorausgehenden „neu“ sein wird, die Idee des

Alltäglichen, d.h. dessen, „was jeden Tag wiederkehrt“, nicht eine positive Wertung erhalten kann.“ (27)

Bedeutet dies gar, dass die Wissenschaft das exakte Wissen produziert, welches im Gegensatz steht zum Bereich des Unexakten, dem naiven Alltag und des Gemeinnsinns (common-sense)? Ist es also die Aufgabe der Wissenschaft, den Alltag zu überwinden, um ein sicheres Erkenntnis-system zu erreichen? Dies würde im Gegenzug jedoch auch bedeuten, dass das Alltägliche erst durch die Wissenschaft abgewertet wird.

Dagegen lässt sich argumentieren, dass die einzelnen Untersuchungsgegenstände der Wissenschaften als unmittelbar gegebene (alltägliche) Dinge in der Welt zuerst vorliegen müssen. So scheint der Alltag zumindest der Ausgangspunkt für die Wissenschaft zu sein. „Doch lässt sich noch mehr sagen: Das bisher Angeführte könnte nämlich die falsche Auffassung erwecken, dass das Alltägliche eine Art archaische Schicht sei, die uns in unserer existentiellen Situation immer noch direkt betrifft, die aber in Bezug auf ihren Erkenntniswert schon hinter uns liegt. Das „Alltägliche“ stellte also ein „überholtes“ Stadium unserer kognitiven Welterfassung dar, während die wissenschaftliche Erkenntnis ein „fortschrittlicheres“ und adäquates Stadium bilden würde. Da aber niemand das wissenschaftliche Weltbild in allen, die Existenz- und Handlungsbedingungen betreffenden Aspekten beherrschen kann, so würde das heissen, dass unsere persönliche Lebensführung sich auf ein Weltbild abstützen müsste, von dem wir wüssten, dass es inadäquat, überholt und daher in gewisser Hinsicht falsch sei.“ (28)

Aber wäre das wirklich so schlimm? Ist es nicht tatsächlich der Fall, dass auch das gesamte Wissenschaftssystem nicht über das totale Wissen verfügt und auch das wissenschaftliche Weltbild nicht 100%ig alle Phänomene auf der Welt adäquat beschreibt, geschweige denn auch erklärt?

Ist der Alltag also der Hüter der Perspektive auf den Horizont des „grossen Ganzen“ und



Gentleman and Lady's Philosophy by Wellcome

des noch unentdeckten Wissens? „Wenn also die Präsenz des Alltäglichen nach einer rationalen Erhellung und bewussten Erforschung dieses Horizontes verlangt, so ist das nichts anderes als ein Appell zur Bildung eines von den verschiedenen Formen wissenschaftlicher Erkenntnis verschiedenen und auch auf die Gesamtheit der Wissenschaften nicht reduzierbaren „philosophischen Wissens“. Man muss sich jedoch sogleich vor einer ungerechtfertigten Schlussfolgerung hüten, die man fälschlicherweise aus dieser Feststellung ziehen könnte: nämlich vor der Illusion, dass der „Gemeinsinn“ der Alltäglichkeit, der uns den Anspruch auf Totalität sozusagen vorschreibt, selbst diesen Anspruch schon erfüllen könne. Es handelt sich hier um eine weit verbreitete Illusion, der oft selbst gebildete Leute verfallen, wenn sie den Satz „Jeder Mensch ist ein Philosoph“ so interpretieren, dass er besagt, man brauche sich nur an den bei allen Menschen natürlicherweise vorhandenen gesunden Menschenverstand zu halten, wenn man gute Philosophie betreiben wolle.“ (29)

Glossar

- **Autonomie**

Als *Autonomie* (altgriechisch *αὐτονομία*, *autonomía*, „Eigengesetzlichkeit, Selbstständigkeit“, aus *αὐτός*, *autós*, „selbst“ und *νόμος*, *nómos*, „Gesetz“) bezeichnet man den Zustand der Selbstbestimmung, Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, Selbstverwaltung oder Entscheidungsfreiheit.

- **Eskapismus**

Eskapismus, auch *Realitätsflucht*, *Wirklichkeitsflucht* oder *Weltflucht*, bezeichnet die angebliche Flucht aus oder vor der realen Welt und das Meiden derselben mit ihren Anforderungen zugunsten einer Scheinwirklichkeit, d. h. imaginären oder möglichen besseren Wirklichkeit. *Eskapismus* wird als eine Fluchthaltung oder Ausbruchshaltung, als bewusste oder unbewusste Verweigerung gesellschaftlicher Zielsetzungen und Handlungsvorstellungen verstanden.

- **Heilpädagogik**

Heilpädagogik befasst sich mit der Erziehung, Schulung, Bildung und Förderung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Entwicklungsbeeinträchtigungen und Behinderungen. Die praktische heilpädagogische Arbeit (z. B. in Einrichtungen der Behindertenhilfe, Frühförderstellen oder in heilpädagogischen Schulheimen bzw. anderen Einrichtungen der Jugendhilfe) ist interdisziplinär geprägt, d. h., dass von der Medizin über Psychologie sowie Ergotherapie, Krankengymnastik oder Soziale Arbeit viele relevante Erkenntnisse anderer Fachwissenschaften einfließen.

- **Hybris**

Die *Hybris* [ˈhyːbrɪs] (griechisch *ὑβρις húbris*, ‚Übermut, Anmaßung‘) bezeichnet eine extreme Form der Selbstüberschätzung oder auch des Hochmuts. Man verbindet mit *Hybris* häufig den Realitätsverlust einer Person und die Überschätzung der eigenen Fähigkeiten,

Leistungen und Kompetenzen, vor allem von Personen in Machtpositionen.

- **Merkantilismus**

Merkantilismus (vom französischen *mercantile* ‚kaufmännisch‘; lat. *mercator* ‚Kaufmann‘; auch *Colbertismus*) ist ein nachträglich geprägter Begriff für ein stark durch staatliche Eingriffe geprägtes Wirtschaftsmodell zur Zeit des Absolutismus. Im Zentrum stand die Förderung der Wirtschaft im Lande und des Exports bei gleichzeitiger Eindämmung von Einfuhren. Durch das Merkmal der „uneingeschränkten staatlichen Regulierung“ unterscheidet sich dieses Modell von den modernen Vorstellungen des Freien Marktes.

- **Pantheismus**

Der Ausdruck *Pantheismus* oder *Pantheismus* (von altgriechisch *πᾶν pán* „alles“ sowie *θεός theós* „Gott“) bezeichnet die Auffassung, dass Gott eins mit dem Kosmos und der Natur ist. Das Göttliche wird im Aufbau und in der Struktur des Universums gesehen, es existiert in allen Dingen der Welt bzw. ist mit der Welt identisch. Ein personifizierter, allmächtiger Gott ist somit nicht vorhanden. Stattdessen wird zumeist ein durch geistige Eigenschaften definierter Urgrund als einziges Grundprinzip (*Monismus*) angenommen.

- **Trinität**

Als *Dreifaltigkeit*, *Dreieinigkeit* oder *Trinität* (lat. *trinitas*; altgr. *τριάς Trias* ‚Dreizahl‘, ‚Dreieheit‘) bezeichnet die christliche Theologie die Wesenseinheit Gottes in drei Personen oder Hypostasen, nicht drei Substanzen. Diese werden als „Vater“, „Sohn“ und „Heiliger Geist“ bezeichnet. Damit wird zugleich ihre Unterscheidung und ihre unauflösbare Einheit ausgedrückt.

Quellen: Gesamtes Glossar siehe (30).

Quellen

- (1) Wolfram Eilenberger, *Der Tatort und die Philosophie*, Hrsg. W. Eilenberger, ISBN: 978-3-608-50327-2, Tropen Verlag, Stuttgart 2014, S. 11
- (2) Annemarie Pieper, *Nachgedacht – Philosophische Streifzüge durch unseren Alltag*, Schwabe Reflexe, Basel 2014, ISBN 978-3-7965-3358-7, S. 369
- (3) ebenda, S. 372
- (4) Otfried Höffe, *Die Macht der Moral im 21. Jahrhundert – Annäherung an eine zeitgemäße Ethik*, C.H. Beck, München 2014, ISBN 978- 3-406-66001-6, S. 13
- (5) Rüdiger Bubner, *Was kann, soll und darf Philosophie? In: „Wozu Philosophie?“*, Herman Lübke (Hrsg.), de Gruyter Studienbuch, Berlin 1978, S. 1
- (6) Karl Jaspers, *„Was ist Philosophie?“*, Piper Verlag, München 1976, S. 31
- (7) Weitere Informationen zu dem Projekt finden sich hier: <http://www.normativeorders.net/de/publikationen?id=1338>.
- (8) Otfried Höffe, *Die Macht der Moral im 21. Jahrhundert. Annäherungen an eine zeitgemäße Ethik*, 2014
- (9) Otfried Höffe, *Kritik der Freiheit. Das Grundproblem der Moderne*, 2015
- (10) Karl Jaspers, *Einführung in die Philosophie*, Artemis Verlags-AG, Zürich 1950, S. 10ff
- (11) Vgl. Glen Pettigrove, *„Meekness and ‘Moral’ Anger“*, *Ethics* 122, no. 2 (2012): 341–70.
- (12) Vgl. Peter F. Strawson, *„Freiheit und Übelnehmen“*, in *Seminar: Freies Handeln und Determinismus*, hrsg. von Ulrich Pothast (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1978), 201–33
- (13) Vgl. R. Jay Wallace, *„Dispassionate Opprobrium: On Blame and the Reactive Sentiments“*, in *Reasons and Recognition: Essays on the Philosophy of T. M. Scanlon*, hrsg. von R. Jay Wallace, Rahul Kumar und Samuel Freeman (New York: Oxford University Press, 2011), 348–72
- (14) Vgl. Ernst Fehr und Simon Gächter, *„Altruistic Punishment in Humans“*, *Nature* 415, Nr. 6868 (2002): 137–40
- (15) Jakob Böhme: *Aurora oder Die Morgenröte im Aufgang* (1612), online auf: <http://www.zeno.org/Philosophie/M/B%C3%B6hme,+Jakob>
- (16) Vgl. Baier, Annette (1986): *‘Trust and Antitrust’*, in: *Ethics* 96: 231–260
- (17) Vgl. Holton, Richard (1994): *‘Deciding to trust, coming to believe’*, in: *Australasian Journal of Philosophy* 72: 63–76 sowie Hieronymi, Pamela (2008): *‘The Reasons of Trust’*, in: *Australasian Journal of Philosophy* 86: 213–236. und Jones, Karen (1996): *‘Trust as an Affective Attitude’*, in: *Ethics* 107: 4–25
- (18) Adam Sobocznyski, *Warum Tatort? In: Der Tatort und die Philosophie“*, Hrsg. Wolfram Eilenberger, Stuttgart 2014, Tropen, S. 21
- (19) Svenja Flasspöhler, *Woher kommt das Böse?*, ebenda, S. 161
- (20) ebenda, S. 162
- (21) Hanna Arendt, *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, Piper, München/Zürich, 2011
- (22) Svenja Flasspöhler, *Woher kommt das Böse?*, ebenda, S. 171
- (23) Markus Dederich, *Philosophie in der Heil- und Sonderpädagogik*, Hrsg. E. Breitenbach, M. Dederich, S. Ellinger, Verlag W Kohlhammer, Stuttgart, 2013, ISBN 978-3-17-023046-0, S. 25-27
- (24) ebenda, S. 24
- (25) Christoph Horn, *Einführung in die politische Philosophie*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2003, S. 15
- (26) J.-P. Leyvraz: *Le langage quotidien comme fondement de notre liaison au monde, dans la pensée de Wittgenstein*, in: *Studia Philosophica* 40/1981, *Alltag und Philosophie*, Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1981, ISBN 3-258-03105-3, S. 26
- (27) Evandro Agazzi, *Das Alltägliche in der von der Wissenschaft geprägten Kultur unserer Zeit*, in: *Studia Philosophica* 40/1981, *Alltag und Philosophie*, Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1981, ISBN 3-258-03105-3, S. 26
- (28) ebenda, S. 32
- (29) ebenda, S. 35
- (30) Alle Glossareinträge aus Wikipedia

Impressum

Philosophie.ch
Federweg 22
CH-3008 Bern

Verfasst von den ausgewiesenen
AutorInnen und Anja Leser.
info@philosophie.ch

© Philosophie.ch, 2015
19. Themendossier, März 2015
ISSN 1662937X Vol. 119

Cartoon: Max Nöthiger
Fotos: Public Domain

Zitiervorschlag:
„Philosophie im Alltag - Philo-
sophisches Themendossier“, Swiss
Philosophical Preprint Series #119,
31.03.2015, ISSN 1662937X

Die Reihe der philosophischen
Themendossiers wird durch die
freundliche Unterstützung der
Dr. Charles Hummel Stiftung
ermöglicht.

philosophie.ch
SWISS PORTAL FOR PHILOSOPHY